Pol. g.
367
A

Pol. g. 367 9/7

Polit. G.
3671

38

m

Politie g 367 9

Goes.

B

Der Gemeingeist

nach seiner

Natur, Wirkung und Entstehung

mit

Belegen aus der Geschichte, vorzüglich der Griechen und Römer.

R

Von

Carl Georg Friedrich Göß

Stadtpfarrer zu Baiersdorf im Rezatkreise.

Cari sunt parentes, cari liberi, propinqui, familiares, sed omnes omnium caritates patria una complectitur.

Cicero.

Frankfurt am Main,

bey Ferdinand Boselli.

1814.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sr. Wohlgeboren

dem

Herrn Eugen Hoffmann

Kön. Baier. Appellations-Gerichts-Advokaten
in Ansbach.

als Denkmal der reinsten Hochachtung
und Freundschaft

geweiht

von

dem Verfasser.

Verehre ich Sie gleich gemeinschaftlich mit so vielen Andern, edler Freund, als Priester der Themis, der, eingeweiht in die Mysterien der heiligen Göttin, die bedrängte Unschuld schon so oft aus den Klauen der Chikane erlöste, und das nicht selten mit dem Spinnengewebe der Rabulisterey tief verschleierte Recht glücklich zu Tage förderte: dessen ungeachtet bringe ich Ihnen, vornemlich als anerkannten warmen Freund des Vaterlands, hier die öffentliche Huldigung. Man weiß, daß Sie selbst in der düstern, verhängnißvollen Zeitperiode, wo Napoleons eisernes brachium Saeculare dem deutschen Biedermann die Zunge lähmte, und so viele unserer Brüder, bald von der Furcht gegeißelt, bald aus unbegreiflicher Verirrung den Welttyrannen sogar zu vergöttern sich nicht schämten, die natürliche Farbe Ihres vom Gemeingeiste durchdrungenen Herzens gegen

die trügerische Schminke unserer Champions nicht vertauschten. Mögen sich Andere immerhin bey ihrer Gallomanie gefallen, oder gleich Wetterfahnen von jedem Windhauche sich drehen lassen — stolz auf unsere Deutschheit wollen wir im frohen Bewußtseyn derselben leben und sterben.

Zugleich empfangen Sie, edler Freund, meinen innigen Dank für die Mittheilung so mancher neuern interessanten Schrift, womit Sie mich bey der Ausarbeitung der Meinigen freundschaftlichst unterstützten. Und sollten Sie bey der Lektüre derselben, wie ich fast vermuthe, auf so manche Ihrer Seele gleichsam ausgeschriebene Idee treffen, so betrachten Sie diese im vertraulichen Gespräche Ihrem Genius abgelockt, immerhin als Ihr Eigenthum.

Gds.

Vorrede.

Es ist dies zwar bereits der dritte Versuch, welchen ich dem Publikum über diesen Gegenstand vorlege. Im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts trat nämlich bey Walther in Erlangen eine Predigt von meiner Hand über den Gemeingeist an das Licht, von welcher der Herr Verleger mittelst seines patriotischen Eifers ein paar Tausend Exemplare in Umtrieb brachte. Und als nachher bey den Französischen Invasionen der Gemeingeist in meinem Vaterlande bis zur völligen Erschlaffung, und dieses zum Tummelplatze feindlicher Heere herabsank: so fühlte

ich mich durch diese traurige Erscheinung angetrieben, zur Belebung des Gemeingeistes eine Abhandlung zu schreiben, die an der Spitze des zweyten Heftes meines Schulfreunds steht. Allein, da der Gemeingeist in dem ewig denkwürdigen Jahre 1813 vor meinen Augen aus dem Grabe zum neuen Leben hervorgieng, und sich zur Rettung des Vaterlands in den herrlichsten Thaten aussprach — um so mehr wollte ich ihm daher durch diese Schrift nicht nur ein verdientes Denkmal setzen; sondern ihn zugleich im Odem oder bey fortwährender guter Kraft zu erhalten suchen, und bin im Voraus überzeugt, daß eine humane Critik sie als ein zeitgemäßes Produkt mit Liebe aufnehmen, und nicht als eine flüchtige, in Bausch und Bogen gefertigte Scribeley zurückweisen werde, zumal, da sie beyden erwähnten Vorläufern, obgleich

vom geringern Belange, eine sie empfehlende Addresse an das Publikum nicht versagte.

Vorzüglich lag mir bey Ausarbeitung dieser Schrift am Herzen, das von so vielen Witzlingen und Philosophastern unseres Jahrhunderts verkannte, wohl gar verhöhnte Evangelium Jesu in dem für jeden Religionsfreund erfreulichen Lichte einer Propaganda des Gemeingeistes und eines trefflichen Fürstenspiegels hervortreten zu lassen.

Ein Feind von dem nach Eitelkeit und Ostentation riechenden Citatenkrame, habe ich absichtlich nicht jede geschichtliche Thatsache, von welcher ich Gebrauch machte, bey der Quelle nachgewiesen; allein, auch mit Wissen kein Factum aufgenommen, über dessen Aechtheit

bey den Geschichtskundigen noch ein Disput waltet, das entweder als Legende cirkuliren oder in dem Mißkredite einer Fabel stehen sollte.

Uebrigens kann der verständige Leser leicht wahrnehmen, daß ich nicht mit fremdem Kalbe gepflügt habe, sondern wird wahrscheinlich mehreren mir eigenen Ansichten und Ideen begegnen, zugleich aber meine Sorgfalt bemerken, diese in einer geschmackvollen Einkleidung und Form zu produciren, wobey ich vielleicht bisweilen meinem Bestreben nach lichtvoller Darstellung die Gedrungenheit aufgeopfert habe.

Der Verfasser.

Einleitung.

Ideen über Napoleons Politik.

Ist anders die Seelenwanderung kein Traum, so kann man sich kaum der Ueberzeugung erwehren, es mögte Attilas oder Gengiskans Seele von Napoleons Leibe Besitz ergriffen und diesen zum Organe ihres Wirkens erwählt haben. Ganz in ihrem Geiste scheinen seine Plane geschmiedet und bey der Ausführung derselben charakterisirt ihn eine ähnliche Beharrlichkeit und Selbstständigkeit. Barsch und ungestümm in seinen Leidenschaften fühlt er sich wie beyde vom gleichen kriegerischen Heroismus, und dabey von einer so unbegrenzten, wilden Ruhmsucht durchglüht, so daß er als Sclave dieser Leidenschaft

ihr nicht nur zahllose Hekatomben von Menschen-opfern weiht; sondern um ihretwillen seine Krone und sein Leben, überhaupt seine heiligsten Interessen auf's Spiel setzt, und bis zum verächtlichen Ränke-macher herabsinkt *). Wie jenen beyden Eroberern nichts so sehr am Herzen lag, als ganz Europa an das Joch der Knechtschaft zu spannen, und in dem blendenden Glanze eines Universalmonarchen zu erscheinen, eben so kränkelte längst schon Napoleon an diesem wilden Appetitte, womit er ganz Europa zu verschlingen drohte. Seine in dieser Absicht gemachten diplomatischen und kriegerischen Vorschritte liegen dem Verständigen unverschleiert genug vor Augen, daß ihn unmöglich der Zweifelgeist deshalb anfechten kann. Wäre ihm das Wagestück seines Feldzugs nach Rußland gelungen, und er als Sieger wieder zurückgekehrt; traun, man würde alsdann bald sein Vasallenjoch auf dem Nacken der Europäischen Regenten erblickt haben. Ja, nach

*) Dieser Behauptung kann man ohnmöglich die historische Evidenz versagen, wenn man unter andern die deutschen Blätter, Schlegels Continentalsystem, Napoleons Mißhandlungen der Schweiz u. s. w. liest.

meiner Abstraktion seines Charakters bin ich über-zeugt, daß das unter den empörendsten Greueln eines mörderischen Kriegs erklommene Protektorat von Europa statt seine Ruhmsucht zu sättigen, der-selben nur größere Nahrung und einen neuen kräf-tigen Impuls zu fernern glänzenden Progressen gegeben haben würde. Wahrscheinlich hätte Napo-leon hierauf Asien wie vorhin Europa zur Blutbühne eingeweiht, und sich allda einen Thron mit den Schädeln der Erschlagenen gebildet, die auch hier wie anderwärts in Scharen als blutige Opfer seines Ehrgeitzes hätten fallen müssen, und so wäre er unter Begünstigung des Kriegsglücks von Zone zu Zone weiter fortgerückt, bis er den ganzen Erdkreis gleichsam zum Schemel seiner Füße gemacht hatte. Nichts in der Welt, die Welt selbst — unsere Tellus — war sein Abgott oder die eigentliche Braut seines Herzens, die er mit Innigkeit umar-mend an seine Brust drücken wollte, in deren Besitz er nur das Ziel seiner Wünsche und Anstrengungen zu finden, so wie seinen Tyrannen — den Ehrgeiz — zu befriedigen vermogte. Auf einer Höhe wollte er stehen und in einer Glorie glänzen, zu welcher bis auf den heutigen Tag noch kein Sterblicher empor-

streben konnte. Wie ein Gott wollte er den ganzen Erdball umfassen und über diesen schalten und walten. Wie er Alexander den Großen und Julius Cäsar an Thatenglanz, an Macht und Ruhm übertreffen wollte, übertraf er beyde wirklich weit an Ehrgeiz, und erscheint vor den Augen der Welt als der Größte aller Egoisten, der Alles weit und breit um sich her verachtend, Beyde, Fürsten und Nationen als Mittel zur Realisirung seines chimärischen Zwecks mißbrauchen, und unter ihrem Beystande den Weltthron erklimmend, als der Erste und Einzige in der Geschichte hervorragen wollte, dem allein der Weihrauch der allgemeinen Huldigung als Erdengott gebühre.

Die Politik der Großen, die sie als Springfeder zur Verwirklichung ihrer Projekte und Plane gebrauchen, ist gewöhnlich der Schlüssel zu ihrem Geiste und Herzen. In jener Hinsicht spiegelt sich an ihr die verhältnißmäßige Höhe oder Tiefe ihres praktischen Talents, ihrer Welt- oder Menschenkunde; in dieser ist sie ein sicherer Maaßstab zur Beurtheilung ihres sittlichen Charakters, oder überhaupt ihrer Moralität. Die Schmeicheley, diese heuchlerische Buhldirne der Regenten, den Napoleon

mit ihrer feilen Zunge zu einem übermenschlichen Astralgeiste erhebend, hat ihn gleichfalls als politisches Originalgenie in alle Welt ausposaunt. Allein, wer sich nur einigermaßen in der Geschichte mit Männern, die auf der Weltbühne eine bedeutende Rolle gespielt, in ein trauliches Verkehr gesetzt hat, wird sich bald überzeugen, daß seine politischen Manöuvres, womit er wie mit Adlersfittigen nach dem Beyspiele des kühnen Dädalus weit über die gewöhnliche Sphäre bis zu den Sternen emporfliegen wollte, sich keineswegs als neue Erfindungen seines Genie's bestätigen; sondern, daß sie schon im Alterthume bey den Griechen und Römern an der Tagesordnung waren. Doch, da er wie Icarus seinen Flug zu h o ch nahm, so mußte er mit diesem unglücklichen Abentheuerer gleiches Schicksal theilen, und seine Adlerschwingen und Krallen sind bereits von dem Donner und Blitz der Alliirten so übel zugerichtet, daß sie Gottlob, wohl nie mehr ihre vorige Federkraft erlangen werden. Ueberhaupt scheint Plutarch, Napoleons Lieblingsschriftsteller, vorzüglich sein Mentor in der Politik gewesen zu seyn, und er die Staatsmaximen, welche dieser Classiker aus seinen Gemälden der berühmten Männer des Alter-

thums hervorleuchten ließ, zu den Seinigen gemacht zu haben, was bald hernach mehr Licht erhalten wird. Und vergleicht man das Gemälde, durch Johannes von Müller mit Meisterhand von dem Eroberer Attila in seinem historischen Nachlasse aufgestellt, mit Napoleon besonders in moralischer Hinsicht, so wird man frappirt, an ihm eine ähnliche chamäleonsche und schlangenförmige Politik zu entdecken, womit der Hunnen König die Höfe seines Zeitalters geäfft und gleichsam in einen Nimbus von Täuschungen gehüllt hat. Wie dieser längst vor dem Machiavell die Maxime dieses indiskreten Politikers: der Zweck heiligt das Mittel, zur Basis seiner Politik machte, und daher zum Behufe seiner Interessen bald Honig bald Gift und Galle auf die Zunge legte; kurz, jedes Mittel ohne die geringste Berücksichtigung seiner Moralität nicht verschmähte, sobald es den bezielten Zweck unterstützte, mogte sein Gebrauch gleich immerhin mit noch so schändlichen Kabalen und Bübereyen verknüpft gewesen seyn; eben so ränkevoll und kabalenreich war das Spiel der Napoleonschen Politik an den Europäischen Höfen, wie zum Theil bereits aus öffentlichen Akten vorliegt, bald in noch größerer

Vollständigkeit und zwar urkundenmäßig vor den Augen des Publikums erscheinen wird. Seine diplomatischen und nicht diplomatischen Emmissaire, in die Farbe seiner intriquevollen Politik eingetaucht, schlichen sich mit ihren Goldsäcken gleich verlarvten Spürhunden in alle Residenzen, um die Mysterien der Cabinetter auszuwittern, ihrem Geiste und wenn ich so sagen darf, ihrem Idiotismus gemäß, zu intriquiren, durch die schimmernden Seifenblasen eleganter Manieren zu interessiren, den Saamen des Mißtrauens gegen andere Höfe mit reichlicher Hand auszustreuen, vor Allem aber die Feldherren und Günstlinge der Souveraine mit blankem Golde zu Staatsverräthern zu verführen. Mit einem Worte, gleich dem zweyten Proteus kann sich Napoleon mit ungemeiner Schlauheit und Gewandheit mit allen Farben schminken, in alle Gestalten und Rollen werfen. Lysander — der Spartanische Feldherr — hatte die Maxime, wenn die Löwenhaut nicht zureiche, müsse man sie mit dem Fuchsbalge vergrößern. Dies war für Napoleon eine goldene Regel! Denn wie oft hat er sich in der Löwen- oder Tigerhaut, wie oft im Schaafspelze oder mit dem Fuchsbalge umkleidet, präsentirt. Und

traun, unbedenklich wäre er auch in eine Eselshaut gekrochen, sobald er in diesem Gewande hätte Furcht erregen, Schrecken verbreiten, oder überhaupt auf eine noch höhere Stufe von Größe und Macht emporklimmen können.

Als Napoleon das wichtige Projekt des Rheinbundes in der Seele wälzte, wodurch seine Macht einen so großen Zuwachs gewann, trieb er das Spiel ähnlicher Mummereyen als Jupiter, wann er auf Abentheuer ausging. Er erschien bald im Glanze einer furchtbaren Majestät, bald in der täuschenden Attitüde eines Freundes und für Deutschlands Interessen äusserst besorgten Politikers; kurz, er wechselte den Fuchsbalg mit der Löwenhaut, um in dieser den deutschen Fürsten den Muth zur Verweigerung seines Antrags zu nehmen; in jenem hingegen präsentirte er sich ihnen als großmüthiger Protektor ihrer Interessen, gab ihnen zum Theil Königskronen nebst von Andern geraubten Ländereyen, und obendrein noch einen schönen blauen Dunst leerer Verheißungen, damit sie um so weniger ohne Sträuben ihren Nacken unter sein eisernes Vasallenjoch beugen mögten. Der Rheinbund war nicht nur ein mächtiges Bollwerk um Frankreichs Staaten gegen das

angrenzende Deutschland und zwar nach allen Richtungen; sondern zugleich eine sehr elastische Springfeder zur Vergrößerung seiner Macht. Denn, indem Napoleon dadurch Spannung und Spaltung unter die deutschen Fürsten brachte, konnte er um so leichter die Germanen durch die Germanen besiegen, und zum großen Torte der angränzenden Mächte seine Macht östlich und nordöstlich stets weiter vorwärts poussiren. Das humane Wort Protektor sollte blos für ihn und seine Interessen Realität haben; für die Bundesfürsten hingegen zur klingenden Schelle dienen.

Allein, diese glückliche Operatjon, womit Napoleon den Rheinbund in das Daseyn rief, so viel politische Kunst und Gewandheit auch immer daraus hervorleuchten mag, trägt nichts weniger als den Charakter der Neuheit, und ist überhaupt kein Dokument, das ihn zum Genie süperieur stempelt. In der Geschichte trifft man auf mehrere Conföderationen der Art, und zwar schon in der alten griechischen und römischen Welt, die unter ähnlichen Umständen so wie in gleicher Absicht zur Reife gebracht, Napoleon eben gar nicht unwahrscheinlich als Vorbilder oder Muster der Nachahmung betrachten konnte.

Als durch die Eroberung Athens 404 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung, Lacedämon das Uebergewicht über alle griechische Staaten gewann, verwandelte sich dieses in den Händen des schlauen Agesilaus in ein gar herrliches Mittel zur Befriedigung seines schrankenlosen Ehrgeizes. Denn nicht nur gab er sich von nun an das Air eines Protektors der übrigen Freystaaten; sondern suchte diese sammt und sonders unter Drohung und Verheißung in das verfängliche Netz eines föderativen Vereins mit Sparta zu verwickeln, um ihre Dependenz von diesem Staate zu beschleunigen. Doch, dies war noch nicht der Ruhepunkt seines Ehrgeizes! Nicht zufrieden mit dem Primat in Griechenland, spielte er seine Waffen unter dem Vorwande nach Asien hinüber, die griechischen Städte in Jonien, welche die Interessen des jüngern Cyrus begünstigten, bey der Invasion des persischen Großkönigs Artaxerxes in Schutz zu nehmen. Allein, je weiter er unter dem Beystande der Coalition in den Staaten dieses Monarchen siegreich vordrang, desto tiefer schlug die kühne Idee — dieses Labsal seines Ehrgeizes — Wurzel in seinem Herzen, sich auf den persischen Thron zu schwingen und von da herab auf dem

Welttheater die glänzende Rolle eines Universalmonarchen zu spielen. Indessen glich zum guten Glücke für Griechenland, dieser romanhafte Riesenplan, wie gewöhnlich, dem leeren Traumgebilde einer überspannten Phantasie, oder einer schimmernden Seifenblase, die in der Luft zerstäubt. Denn kaum war dieses hochstrebende Projekt kein Geheimniß mehr, so sah er sich nicht nur auf seiner glänzenden Siegesbahn von dem Rappel aus Lacedämon zur Quittirung derselben überrascht; sondern mehrere Staaten, unter andern Theben, Corinth und Argos, das föderative Verband aus gerechtem Mißtrauen zerreißend, bildeten eine Coalition gegen den König Agesilaus, die unter der Anführung Eines Epaminondas, wie man weiß, ihn hart genug drängte, und sogar in Sparta, seiner Residenz, belagerte *).

In gleicher Absicht ertrotzten und erschlichen auch die Römer gewöhnlich ihre Bündnisse unter Drohung und Verheißung zur Realisirung ihrer ehr-

---

*) Seine beyden Biographen Plutarch und Nepos, so wie selbst der dem Agesilaus sehr ergebene Xenophon in dem 4ten, 6ten und 7ten Buche seiner Geschichte, liefern die Belege zu dieser historischen Relation.

süchtigen Plane. Das römische Bürgerrecht war insgemein der Köder auf ihrer Angel, der andere Staaten zu einem Bunde herbeylocken sollte, wodurch sie diese unterjochen und mit ihrer Mitwirkung wieder andere Nationen an das Sklavenjoch spannen wollten. Mit einem Worte, die stolzen Römer betrachteten ihre Bundesgenossen wie Napoleon aus dem verächtlichen Standpunkte als Mittel und Werkzeuge zur Befriedigung ihrer Ruhmsucht, und überhaupt ihres monströsen Egoismus. Empörend in alle Wege sind die Erpressungen und Mißhandlungen, wodurch sie diese ausmergelten und niedertraten, so daß sie dadurch zur Verzweiflung gebracht, die Waffen gegen ihre Peiniger ergriffen. Die Geschichtsmuse hat durch Aufbewahrung derselben ihrem Namen einen unvertilgbaren Schandfleck angeheftet, wie sie überhaupt über die Werke und Thaten der Todten wie die Nemesis oder Adrastea über die der Lebendigen ein strenges Gericht hält *).

*) Bey dem Cicero pr. leg. Man. C. 13 und 22, trifft man unter andern auf den Gräuel der Verwüstung wodurch die Römer ihre Bundesgenossen in das Verderben stürzten, was folgende Stelle aus dem letztern Capitel bezeugen wird: Libenter haec coram cum

Allein, ließ wohl Napoleon einen mildern Geist der Humanität in seinen Bundesstaaten wehen? Oder hat er sie nicht gleichfalls als eine Fundgrube betrachtet, die er durch stete Ausleerungen mehr und mehr erschöpfte? Er nicht durch ähnliche Erpressungen und

---

Q. Catulo et Q. Hortensio disputarem, summis et clarissimis Viris. Noverunt enim sociorum vulnera, vident eorum calamitates, querimonias audiunt.

Nahm der Italien äusserst verwüstende Bundesgenossenkrieg für diese nicht die glücklichste Wendung, gleichwohl kostete er den Römern nach dem Vell: Paterc: II. 15. Dreymal hundert tausend der edelsten und tapfersten Jünglinge, wodurch er für den Staat so verheerend ward, daß man zur Begünstigung der Population in Rom die Bundesgenossen mit dem Bürgerrecht beschenkte, was sie kurz vorher mit dem Degen in der Faust nicht zu erkämpfen vermogten. Merkwürdig ist die Apostrophe, womit der tapfere Feldherr Telesin nach eben diesem Geschichtschreiber am Schlachttage, an welchem er fiel, das Heer der Bundesgenossen anfeuerte: „Zerstört und vertilgt muß Rom, ausgerottet der Wald werden, damit den nach der italienischen Freyheit gierigen Wölfen kein Zufluchtsort weiter übrig bleibe". Hört ihn, ihr Zeitgenossen und Fürsten, die ihr in gleicher Absicht die Waffen bereits ergriffen habt! Dem Räuber der Freyheit muß der Wolfszahn ausgebrochen, und er aus seinen Schlupfwinkeln vertrieben werden, soll diese anders euer Erbtheil seyn und bleiben.

Veranlassung einer Menge tragischer Auftritte seinen Bundesgenossen Seufzer und Klagen abgedrungen, so daß auch sie ihrer Drangsale müde, mit den Waffen in der Hand nach der Erlösung aus seinen Klauen ringen, und zwar Preis den himmlischen Mächten, unter günstigern Zeitumständen und mit weit glücklicherem Erfolge, als die römischen Bundesgenossen. Bey längerer Fortdauer des unseligen Rheinbundes hätte die Lage der deutschen Fürsten immer mehr Aehnlichkeit mit dem Schicksale des unglücklichen Laocoon gewonnen, der sich nebst seinen Söhnen von Schlangen umwickelt und erdrückt sah?

Julius Cäsar und August ließen gewöhnlich die überwundenen Fürsten im Besitze ihrer eroberten Königreiche, bisweilen verschenkten sie diese auch an fremde Personen, und zwar in der Absicht, wie Tacitus bey Gelegenheit bezeugt, als er vom König der Britten mit Namen Kogidun spricht: ut haberent instrumenta servitutis et reges, damit sie nämlich selbst an Königen Werkzeuge der Knechtschaft in Händen hätten. Allein, schaltete und waltete nicht ebenfalls Napoleon ganz seiner Convenienz gemäß, über Deutschlands Provinzen? ließ nicht auch Er in der Absicht so manchen Fürsten mit der

Königskrone spielen, um seine Augen an dem Vasallenjoche zu weiden, unter welches er seinen Nacken beugte, oder um so unbedenklicher ihn von Zeit zu Zeit mit dem Stachel seines Despotismus quälen zu können?

Doch, Gottlob, wie einst der Nemeische Löwe und die vielköpfige Hyder am lernäischen See an dem Herakles ihren Ueberwinder und Griechenland seinen Befreyer von diesen furchtbaren Ungeheuern gefunden; so fand auch Napoleon, der ganz Europa stärker allarmirte und so manches schöne Land gräulicher verwüstete als jene und andere Ungeheuer Hellas, an dem Heroismus der Deutschen seinen Ueberwinder. Der durch seine Hand so künstlich geschürzte Knoten des Rheinbundes, ist wie der Gordische vom Alexander dem Großen, durch das Nachschwerdt der Alliirten zerhauen — der Zauber gelöst, bey welchem unsere Fürsten so viele Jahre in Ohnmacht schmachten mußten — der Kakodämon des Jahrhunderts glücklich beschworen, und verscheucht mit seinen Cohorten von unsern vaterländischen Gauen, denen er nur zu tief die vermaledeyten Spuren seines Daseyns eingedrückt. Auf dem Schlachtfelde bey Leipzig wurde der gallische

Löwe von dem Arm unserer Hermans Söhne so gewaltig niedergeworfen, daß diese Reminiszens ein wahrer Plaggeist für ihn werden, und ihm auf immer die Lust zur Betretung unserer vaterländischen Grenzen verleiten muß. Hier promulgirte Deutschlands Schutzgeist unter Posaunenschall und Jubelgetöne in Gottes Namen das Evangelium: Getrost Germanien, es wird bald besser werden! Napoleon verließ das Schlachtfeld, wo statt der Siegespalme Tod und Verderben die wohlverdiente Erndte seines übermüthigen Despotismus wurde, gedrängt und verfolgt von der siegreichen Armee der Alliirten, unter steter Begleitung des Hungers, des Schmerzes und der Verzweiflung — dieser Dreyfaltigkeit des grausen Tartarus. Sein Rückzug über den Rhein glich einem Leichenzug, der das Erblassen seiner Feldherrnglorie augenscheinlich genug beurkundet, und wobey die schlangenhaarige Erinnys mit dem Chore der Eumeniden den Beschluß machte. Nun weht die Siegesfahne der siegreichen Coalition auf den Boulevards seiner Hauptstadt, und die eiserne Krone — dieses Symbol seiner unzerstörbaren Macht — sieht in dem Feuer ihrer Tapferkeit jeden Augenblick ihrer Auflösung entgegen. So ist

Er in der kurzen Frist Eines Jahrs vom höchsten Gipfel der Erdengröße bis zu einem „ecce homo“ herabgesunken. Welch ein lehrreicher Text der Betrachtung ist dadurch Napoleon für jeden denkenden Menschen geworden!

Woher denn diese höchst imponirende Katastrophe, die den sieggewohnten Napoleon zu dem besiegten herabdrückt, fragt der denkende Beobachter, der statt bey der Aussenseite temporeller Erscheinungen lange zu verweilen, vielmehr nach ihren Quellpunkten späht, um durch Ausmittelung ihres causalen Zusammenhangs sich zu einer pragmatischen Ansicht derselben zu erheben. Seine beyden Huldgöttinnen, die Fortuna und Viktoria scheinen deswegen ihr freundliches Antlitz von ihm weg, und der Coalition zugewendet zu haben, weil der gar zu plumpe Mißbrauch, wodurch Napoleon ihre Gunstbezeugungen entwürdigte, ihre Indignation zu sehr erregend, sie es mit ihrer Würde durchaus nicht zu vereinigen vermogten, den noch weiter in Schutz und Obhut zu nehmen, der vor ihren Augen so oft durch Wort und That bewies, wie wenig er den Sonnenglanz des Glücks mit Weisheit ertragen und mit Edelmuth gebrauchen kann. Im Gegentheil,

wie sehr er davon berauscht, zu den größten Unbesonnenheiten und verächtlichsten Gewaltthaten fortgerissen werde; statt dadurch angetrieben, im milden Glanze der Humanität auf dem Throne zu erscheinen und das Füllhorn des Segens über seine Staaten auszuschütten, vielmehr sein Ehrgeiz und Egoismus mit seiner Größe und Macht bis zu der enormen Brutalität und Bestialität fortschreite, wodurch er gleich dem ungestümmsten Orkan alles um sich her erschüttern, und mit seinem Glücke das Glück von ganz Europa niedertreten wollte. Auf der andern Seite sahen, wenn ich so sagen darf, jene mythische Wesen, die nach meinem Dafürhalten ihr Spiel auf Erden unter höherer Leitung treiben, und zur Oekonomie der göttlichen Weltregierung gehören, daß die coalisirten Mächte im Besitze eines ungleich höhern Grades von Humanität und Moralität, nicht nur weit gerechtere Ansprüche auf ihre Begünstigung haben; sondern daß sie diese zur bessern Bezähmung des unbändigen und übermüthigen Dämon recht sehr bedürfen, damit er nicht ferner diese schöne Erde Gottes mit frevelnder Hand zur Blutbühne oder zum wilden Tummelplatz seiner Leidenschaften entheilige; im Gegentheil, daß nach so mannigfaltigen

erschütternden Crisen Asträas Jahrhundert und mit ihm Friede, Ordnung und Wohlstand endlich einmal festen Fuß fasse. Denn, da sich Napoleon selbst an solchen Höfen, mit welchen er im friedlichsten und freundlichsten Verkehre stand, als duplex Ulysses charakterisirte, voll Winkelzüge und Heucheley, überdem die eiserne Hand seines Despotismus allenthalben im Spiele haben und mit ihr das Direktorium in allen Cabinettern führen wollte *), so daß es das Ansehen gewann, als wollte er im Geiste eines unerhörten Nepotismus allmählich ganz Europa unter seine Agnaten und Marschälle vertheilen — um so mehr gebot daher den Europäischen Mächten die sie gemeinschaftlich bedrohende große Gefahr das gegenseitige nähere Anschließen und Zusammentreten zu einem Bunde, um sich mit vereinigter Macht eines Feindes zu erwehren, der voll übermüthiger Anmaßung sein muthwilliges Spiel mit ihnen treiben, und

---

*) Les plus favorisés - princes confédérés · peuvent tout au plus esperer de la part de Napoléon la politesse de Polypheme. Ulysse ayant offert à celui-ci un vase rempli d'un vin prêcieux: „Mon ami" lui dit le cyclope reconnaissant," je te mangerai le dernier parmi les compagnons. Sur le Systeme continent; P. 65.

ihre politische Selbstständigkeit in ein Schattenbild verwandeln will Napoleons politische Inpertinenz überwaltigte zu seinem eigenen Verderben das deutsche Phlegma, und gab eben dadurch dem schlummernden Gemeingeiste bey der ganzen Nation einen solchen Schwung, daß sein elektrisches Feuer ihn bereits bis in das Herz seiner Staaten verfolgt, und nach der jetzigen Lage der Dinge scheint diese Flamme mehr und mehr seine Macht und Herrlichkeit zu verschlingen.

Erster Abschnitt.

Ideen über das Naturgepräge und den Charakter des Gemeingeistes.

Der Gemeingeist — der puplic spirit der Britten — wählt sich, wie man weiß, das Gemeinwohl zu seinem Strebeziel, und zwar in moralischer wie in physischer Hinsicht. In jener, nicht blos deswegen, weil der äussere Wohlstand der Gesammtheit von dem innern, dem moralischen Wohle ausgehen und dieses zur Basis haben muß, im Fall er auf Consistenz Anspruch machen will, als hauptsächlich, weil, leicht abzusehen, das Eine wie das Andere, das innere wie das äussere Wohl in dem Wirkungskreise des Gemeingeistes liegt, der sich als die Seele der bürgerlichen Gesellschaft in alle Wege berufen fühlt, sie nach dem sinnlichen und übersinnlichen Organismus ihrer Natur und dem daraus hervorgehenden Doppelzustande des Geistes und Leibes, in Curatel zu nehmen. Die sich ihm zur Annäherung oder Herbeyführung dieses doppelten Zwecks darbietenden Mittel vereinigen sich in der moralischen und physischen Nationalkraft, deren relativer wohlthätiger

Effekt jederzeit sowohl ihrem innern Gehalte, als vorzüglich ihrer mehr oder weniger patriotischen Richtung angemessen bleibt. Eine je größere Intension die Nationalkraft mit ihrer Extension vereinigt, und je zuverläßiger sie alsdann das Gemeinwohl zum unverrückten Augpunkte ihres Strebens macht, ein desto herrlicherer Erfolg muß natürlicher Weise ihre Wirksamkeit krönen. Er ist mit einem Worte der Geist, der die Gesammtheit beseelt, ihr Einem Sinn und diesem Eine Richtung giebt, das beste des Vaterlandes nämlich vor Augen und im Herzen zu haben, der Geist, der die Nationalkraft ganz vorzüglich dem Gemeinwohle zum Opfer weiht.

Alles, was ist und besteht in dieser sublunarischen Erdenwelt, bildet ein ganz ungeheures Aggregat von Erscheinungen, die sammt und sonders gewisse rege Grundkräfte als ihre Entstehungselemente voraussetzen. Denn aus Nichts wird Nichts, und das Etwas, woraus sich Dieses oder Jenes entwickelt, muß ohne Ausnahme die Urstoffe von dem Gebilde in sich bewahren, mit einem Worte, eine rege, produktive Kraft seyn. Alle unsere Sinnenorgane mehr oder weniger afficirende Gegenstände durch das Band der Causalität auf das Engste mit einander ver-

knüpft, sind lauter Wirkungen, deren jede ihre eigene causam principalem et effectivam zur Entstehungsquelle hat. Indessen ist leicht abzusehen, daß mehrere Kräfte zu größern Wirkungen berechtigen als einzelne zerstreute, zumal, wenn sie durch Eintracht verbunden, einerley Richtung nehmen. Die Erfahrung lehrt, daß eine Proportion, ein Ebenmaß zwischen Ursache und Wirkung obwalte, und daß sich jene in Absicht auf Bedeutung und Nachdruck nach dem relativen Gehalte von dieser abstufe. Erfreut sich nun jedes Gemeinglied seiner eigenen Ausstattung von Kraft, seines eigenthümlichen physischen und psychischen Pfunds, das es gleich einem Capitale auf Wucher anlegen kann — natürlicher Weise muß die nationale Kraftmasse zum Frommen des Gesammtwohls conzentrirt, durch ihre Aeusserung und Wirkung ganz andere Resultate zur Ansicht bringen, als wenn sie vereinzelt und gleichsam zerstückelt in dieser Absicht in Thätigkeit gesetzt wird, oder wohl gar eine egoistische Richtung nimmt. Allein, liegt es nicht im Charakter des Gemeingeistes, die zerstreuten Nationalkräfte zu sammeln, und ihnen nebst einer zweckmäßigen Richtung einen höhern Schwung zu geben? Ruft nicht er bey allgemeiner Gefahr dem aus

dem Schlummer der Trägheit oder Sicherheit erweckten Volke zu: Der Feind ist vor den Thoren! Theilt er nicht bey dem Aufgebote zum heiligen Dienste des Vaterlands die Losung aus? Einer für Alle und Alle für Einen?

Der Gemeingeist charakterisirt sich als einen Geist der Liebe, der das Vaterland zum Gegenstande derselben, als Abgott seines Herzens erwählt, für dessen Interessen er lebt und webt. Ueberhaupt ist es ein charakteristischer Zug der Liebe, daß sie denjenigen, der sie anzufachen versteht, ungemein begünstigt. Je mehr indessen der Quell derselben sprudelt, desto zuverläßiger knüpft der Mensch das Schicksal des Geliebten an das Seinige, und macht dessen Wohl und Weh' zu dem Seinigen. Nie aber gewinnt die Liebe mehr Kraft und Fülle bey dem Liebenden, als wenn sie im engsten Verbande mit ihm stehende Personen umfaßt, deren Schicksal und Leben mit dem Seinigen zusammenfließt und in diesem sich verliert, die wir gleichsam als Theile unserer eigenen Selbstheit betrachten. Ja, dann geht sie in Selbstliebe über, fließt mit dieser aus einerley Quelle, und wirkt um so mehr mit Nachdruck und Stärke. Ein so festes Band, ein so inniges Verkehr besteht

zwischen dem Vaterlande und seinen Genossen. Diese in stäter Wechselwirkung mit jenem begriffen, empfangen und geben, so daß der Flor und Wohlstand des Vaterlands von dem ihrigen aus- so wie er wieder als Segensquelle auf sie zurück fließt. Eben so erblickt man auch dessen Nothstand mit dem seiner Glieder amalgamirt, und wie Ursach und Wirkung im causalen Zusammenhange. Erliegt die Pflegmutter der Gefahr oder dem Verderben — und wie sollten die Kinder an ihren Brüsten dem Einen oder dem Andern entrinnen? Kann wohl das Vaterland zu Grunde gehen, ohne seine Pflegsöhne mit sich fortzureissen in den Abgrund? Um so mehr erwacht bei dieser Ueberzeugung der Gemeingeist in dem Gemüthe des redlichen Bürgers, je drohender die Gefahren, je mächtiger die Feinde sind, womit er das Vaterland bestürmt sieht Diese erscheinen vor seinen Blicken als seine eigenen Feinde, die ihre Hände zu seiner Beraubung und Mißhandlung ausstrecken. Mit dem sinkenden Vaterlande sieht er das Gebäude seiner eigenen Wohlfart zusammenstürzen. Der Grundtrieb der Selbsterhaltung unterstützt daher den Gemeingeist und giebt ihm einen bessern Schwung. Mit dem Aufgebote aller regen Kräfte stemmt sich der Patriot

der Noth und dem andringenden Feinde des Vaterlands entgegen; allein wird ihm dessen ungeachtet seine Rettung unmöglich: so geht er unter mit demselben, und begräbt sich unter dessen Ruinen.

In der Geschichte trifft man zur Begründung dieser Behauptung auf ein ganzes Convolut von Thatsachen, von welchen wenigstens einige ohnfehlbar hier einen schicklichen Platz einnehmen, zumal, da sonder Zweifel der Gemeingeist keine schwerere Probe bestehen, keinen höhern Standpunkt erklimmen kann, als wenn man den Verlust des vaterländischen Gemeinwesens so unerträglich findet, daß man ihn nicht zu überleben vermag. Zugleich wird daraus hervorgehen, daß nicht einzelne, sondern mehrere Individuen, sogar ganze Städte selbst unter Nationen, welche die Griechen und Römer mit dem wegwerfenden Namen der Barbaren bezeichneten, diese Feuerprobe glücklich bestanden, und sich bey dem rettungslosen Zustande ihres Vaterlands bereitwillig unter dessen Trümmern begraben haben. Ein Beweis, daß der Gemeingeist nicht ausschließend auf dem classischen Grund und Boden jener berühmten Völkerschaften Gedeihen fand, sondern allenthalben in dem rauhen Skythien sowohl als in dem warmen

Iberien, wo die giftige Ausdünstung des Luxus und Despotismus Sinn und Gefühl für Freyheit und edle Simplicität noch nicht in Graus und Moder verwandelt haben. — Spargapyzes, Sohn der Skythischen Königin Tomyris und Kriegsgefangener des ältern Cyrus, sah sich durch die Gunst des Persischen Monarchen kaum entfesselt, als er sich sogleich entleibte; denn er wollte im Zustande der Freyheit sterben, die er nicht lange zu behaupten fürchtete. Ein Gegenstück hievon finden wir in der römischen Geschichte unter andern an dem Beyspiele des Granius Silvanus und Statius Proximus, welche beyde von der Begnadigung des Kaiser Nero gleichfalls keinen andern Gebrauch machten, als daß sie sich über das große Verderben des Staats unter der Regierung dieses Tyrannen empört, unmittelbar darauf das Leben nahmen. Nicht gar lange hernach sah' man den großen Rechtsgelehrten Coccejus Nerva von gleicher Vaterlandsliebe gedrungen, gleichfalls freywillig in das Schattenreich hinabsteigen. Die schlechte Verwaltung und große Zerrüttung des Staats überwältigte bey ihm so sehr die Lust zum Leben, daß er bey diesem Gewaltschritte weder die Gunst des Kaisers, noch den Genuß

einer guten Gesundheit und eines glänzenden äussern Glücks in Betrachtung zog.

Die Persische Geschichte, so unfruchbar sie im Ganzen besonders nach dem Zeitalter des Cyrus wegen zunehmender Verweichlichung der Nation und der damit verknüpften sittlichen Verschlimmerung, an hervorstechenden Werken und Thaten des Gemeingeistes seyn mag — nichts desto weniger trifft man nicht lange nach der zweiten Persischen Invasion in Griechenland auf ein sehr glänzendes Phänomen der Art, wodurch der Satrap Boges seinen Namen in der Geschichte ungemein verherrlicht hat. Als Kommandanten von Eios, einer Stadt am Hellesponte in Bithynien, machte ihm der athenienßische Feldherr Cimon, der ihre Belagerung dirigirte den Antrag, im Falle er sich zur Uebergabe derselben bequemen würde, stünde ihm ein freyer Abzug mit allen seinen Effecten zu Gebote. Allein, platterdings unmöglich ward es ihm, den Verlust eines Orts zu überleben, den ihm sein König zur Beschirmung anvertraut hatte. Er setzte daher dessen Vertheidigung mit dem beharrlichsten Muthe fort, und als er ihn nach gänzlicher Aufzehrung aller Nahrungsmittel nicht weiter haltbar fand, ließ er vorerst alle Kostbarkeiten und Hab=

seligkeiten in den Fluß Strymon werfen, und hierauf einen Scheiterhaufen anzünden, dessen Flammen er Weib und Kind nach vorangegangener Abkehlung übergab, zuletzt aber sich selbst darin begrub *). —

*) Herodot im 16. Cap. seines 9ten Buchs erzählt eine ungemein interessante Anekdote von der sittlichen Ausartung der Perser, der ich hier unmöglich die verdiente Stelle versagen kann. Der Oberfeldherr Mardonius und Schwager des Persischen Monarchen Xerxes speißte mit seinem Generalstabe, mehreren vornehmen Thebanern und Tersander, einem angesehenen Bürger von Orchomenus — einer Stadt in Boeotien — bey einem Privatmanne in Theben. Am Ende der Mahlzeit, als der Wein die Bahn zum traulichen Gespräche brach, näherte sich ein Perser Thersandern mit folgenden Worten: Ihr seht, wie die Perser sich den Ausschweifungen der Freude überlassen; Ihr habt es gesehen dieses Heer, welches wir an den Ufern des Flusses zurück gelassen! Ach, bald werdet ihr davon nur schwache Reste sehen! Er weinte bey diesen Worten. Voll Bestürzung fragte ihn Thersander, ob er seine Besorgniß dem Mardonius oder einem seiner Vertrauten mitgetheilt hätte. Mein lieber Freund, erwiederte der Perser, der Mensch kann seinem Schicksale nicht entgehen. Viele meiner Landsleute haben das traurige Loos vorausgesehen, womit wir bedroht werden, und wir lassen uns alle durch das Schicksal dahin ziehen. Das größte Unglück der Menschen besteht darin, daß die Weisesten unter ihnen gewöhnlich am wenigsten Credit haben.

Den Pendant zu diesem patriotischen Trauerspiele liefert die römische Geschichte im zweyten Punischen Kriege durch den Senator Vibius Virius in Capua. Ueberzeugt von der baldigen Uebergabe der Stadt, so wie von der Grausamkeit ihrer Belagerer, lud er den ganzen Senat zur Abendmahlzeit und sagte am Ende derselben: Freunde, Brüder, einen Becher wollen wir leeren, der unsere Körper von Qualen, unsere Seelen von Drückungen und unsere Augen und Ohren von den Gefühlen der schändlichen Uebel befreyen wird, die den Ueberwundenen ausser Zweifel bevorstehen. Ich habe, fuhr er fort, die erforderlichen Leute bestellt, die unsere Leichname nach ihrer Entseelung auf einen brennenden Holzstoß vor meiner Pforte legen sollen. Dieser heroische Entschluß wurde zwar von der ganzen Versammlung beklascht, allein, nur sieben und zwanzig Senatoren tranken mit dem Vibius Virius den Todesbecher. — Die Geschichte des Taurea Jubellius schließt sich zu natürlich an diese an, indem sie durch locale und temporelle Beziehungen so große Aehnlichkeit mit ihr gewinnt, daß ich sie unmöglich unterdrücken kann. Dieser Mann, fest entschlossen, die ungemeine Calamität seiner Vaterstadt nicht zu über-

leben, trat den Consul Fulvius, als er ihn bey der Eroberung Capua's von der schändlichen Metzeley wiederkehren sah, worin er hundert und fünf und zwanzig Senatoren abschlachten ließ, mit folgenden Worten an: Befiehl mich gleichfalls niederzuhauen nach so vielen Andern, damit du dich rühmen kannst, einen weit tapferern Mann getödtet zu haben, als Du selbst bist. Fulvius sah ihn verächtlich an, und that als hielte er ihn für wahnsinnig. Zudem hatte er kurz vorher Briefe von Rom erhalten, die ihm die Hände banden, weil seine Unmenschlichkeit gegen diese Stadt darin gerügt wurde. Jubellius fuhr also fort: Meine Vaterstadt ist erobert, meine Freunde sind ermordet, Frau und Kinder habe ich mit eigener Hand getödtet, um sie dem Gräuel dieser Verwüstung zu entziehen, und doch wirds mir versagt, den Tod meiner Mitbürger zu sterben. Bey diesen Worten stieß er sich den Dolch in die Brust, und starb vor den Füßen des Consuls. — Ein anderes Beyspiel der Art und zwar aus einem christlichen Staate im Mittelalter, verdient gleichfalls dem Publikum zur Belebung des Gemeingeistes vor Augen gelegt zu werden. Nach der Eroberung der Insel Gozo im Mittelmeere durch die Türken, tödtete ein

Sicilianer mit eigener Hand seine beyden schönen mannbaren Töchter, und unmittelbar darauf ihre Mutter. Nach dieser That ging er mit einem Bogen und einem Feuergewehr ins Freye, und streckte nach einander zwey Türken zu Boden, die sich seiner Wohnung näherten. Hierauf stürzte er sich mit seinem Degen in die feindlichen Kohorten, die ihn bald umringten und niederhieben. Auf diese Art rettete er sich von der Sclaverey; nachdem er die Seinigen zuvor in Sicherheit gesetzt hatte.

So produktiv indessen der Gemeingeist in Griechenland in dem Jahrhundert des Miltiades und Themistokles ward, wo er bey der wiederholten Invasion der Perser unter dem Darius und Xerxes in der lieblichsten Blüthe und herrlichsten Kraftfülle hervortrat — dessen ungeachtet begegnen unsern Blikken in diesem Zeitraume keine Thatsachen von so frappanten Gepräge, wie sie in den so erst aufgestellten Beyspielen erscheinen, was aber deswegen nicht befremden kann, weil Griechenland im Kampfe mit den Persern als die siegreiche Partey emporschwamm, und daher dem Griechischen Patrioten die Veranlassung fehlte, sich unter dem Schutthaufen des Vaterlandes zu begraben. Unter dem Philipp von

Macedonien hingegen fiel besonders dadurch ein starker Mehlthau auf den Griechischen Gemeingeist, daß dieser schlaue König die einflußreichen Dämagogen durch seine Goldkörner, die er ihrem gierigen Rachen insinuirte, eben so zahm und stumm zu machen wußte, wie Jason mit seinen Pechkugeln den Bewahrer des goldnen Vliesses. Nichts desto weniger brachte sein Zeitalter ein äusserst imponirendes Beyspiel des Gemeingeistes zur Ansicht, wodurch die Einwohner von Abydos — einer Stadt am Hellespont — einen sehr eminenten Beweis von Seelengröße gaben. Von ihm belagert und hart gedrängt, faßten sie den Entschluß, nach Vertilgung ihrer Schätze und Habseligkeiten, im Feuer und Wasser sich sammt und sonders zu entleiben. Allein, als die Stadt noch vor dessen Ausführung an Philipp übergieng, so fielen die Schätze sammt den Einwohnern in die Hände des Siegers. Jedoch seine Soldaten mußten sich sogleich wieder aus der Stadt entfernen, und er gab den Bürgern drey Tage Zeit, um die Reise in die andere Welt mit mehr Ordnung und Anstalt anzutreten. Sie machten auch davon keinen andern Gebrauch, als daß sie während derselben ihren gefaßten Vorsatz unwider-

ruflich vollzogen, und sich gegenseitig zu diesem blutigen Geschäfte freundschaftlich die Hand boten.

Alexander, sein Sohn, setzte durch sein unbändiges Ringen und Streben nach einer Universalmonarchie, weshalb er alle ihm im Wege stehende Staatsverfassungen ohne weiters über den Haufen warf, den Gemeingeist noch mehr auf die Feuerprobe. Doch gab dieser schützende Genius der Nationen eh' er den verweichlichten und demoralisirten Griechen den Rücken kehrte, und sich anderwärts hauptsächlich in Latium ansiedelte, in Theben noch ein höchst interessantes Schauspiel vom heroischen Muthe, das die Geschichtsmuse im Strome der Zeit keineswegs untergehen ließ. Dieser renomirte Welteroberer, obgleich gewöhnlich gegen die Ueberwundenen so milde wie Julius Cäsar, verwandelte nichts desto weniger bey der Eroberung von Gaza und Theben seine Humanität in Wuth und Grausamkeit, die an jenem Orte schwer und vernichtend vorzüglich auf Betis Haupt, des tapfern Vertheidigers der Stadt, fiel, den er mit durchbohrten Fersen, lebendig einem Karren angebunden, durch die Stadt schleifen ließ. Dessen ungeachtet flehte er eben so wenig um die Erhaltung seines Lebens wie

die Thebaner, denen Alexander eben so unmenschlich begegnete, und nach Eroberung der Stadt alle wehrhafte Bürger ohne Schonen niedermachen ließ, ohne daß nur Einer den Tyrannen um Gnade bat. Keinen sahe man, der sich nicht bis zum letzten Athemzuge vertheidigt, und mit den Waffen der Verzweiflung in der Hand, seinen eigenen Tod durch den Tod eines Feindes zu versüßen gesucht hätte. Gleichwohl fand ihre bedrängte Tugend kein Erbarmen, und die Länge eines ganzen Tags war nicht zureichend, seiner entflammten Rachgierde ein befriedigendes Sühnopfer zu bringen. Nur erst bey den wehrlosen Greisen, Weibern und Kindern endete die Mordscene, unter welchen man dreißig Tausend Sclaven auswählte. — Gleich sehr vom Gemeingeiste beseelt, entfalteten die Bewohner einer Stadt in Indien einen eben so ungewöhnlichen Heroismus gegen Alexandern. Bey der Belagerung im äusserſten Gedränge, faßten sie den kühnen Entschluß, ihm die Freude des Siegs dadurch zu verleiten, daß sie selbst ihre Stadt in Brand steckten, um sich mit ihr in den Flammen zu begraben. Ein neues höchst frappantes Schauspiel! Die Feinde kämpften, um die Belagerten zu retten; diese, um sich zu verwüsten

und thaten zur Beschleunigung ihres Todes, was man sonst für die Erhaltung seines Lebens thut. — So entglühte auch einst in der Brust der Phocier ein ähnlicher Enthusiasmus für Freyheit, der sie zu einer gleich heldenmüthigen Resignation fortriß und zwar bey Gelegenheit, als die Thessalier mit überlegener Macht eine Invasion versuchten. Sie errichteten nämlich einen großen Scheiterhaufen, neben welchem sie Weiber und Kinder nebst ihren Kostbarkeiten hinstellten. Die Aufsicht darüber vertrauten sie dreißig Kriegern mit dem Befehle: im Falle einer Niederlage sollten sie die Weiber und Kinder ermorden, ihre besten Sachen in die Flammen werfen, und sich selbst unter einander niederstoßen, oder auf die Wahlstatt kommen, um dort mit dem Reste des Volks zu sterben. Das Gefecht war hartnäckig, entsetzlich das Gemetzel; allein die Phocier behaupteten das Schlachtfeld, und mit demselben ihre Freyheit und das Leben ihrer Familien.

Aber auch im Lande Israel ist der Gemeingeist bey allgemeiner Noth vor und nach dem Exil in einem ähnlichen Heroismus hervorgetreten, und was dabey vorzüglich in Betrachtung kommt, so hat sich allda das schöne Geschlecht in dieser Absicht unge-

mein ausgezeichnet. Doch ohne den heroischen Muth der Jael, der Debora, der Wittwe Judith und anderer Damen von diesem Gepräge im Mindesten zu kompromittiren, berühre ich aus der Geschichte jenes Volks blos folgende Thatsache, die vor Andern den Charakter des Ausserordentlichen an sich trägt. Um der Grausamkeit des Königs Antiochus zu entrinnen, beschnitten die Jüdischen Weiber vorerst ihre Knäblein, und stürzten sich dann mit ihnen von Höhen und Felsen herab.

Indessen ist leicht abzusehen, der Gemeingeist werde auch in Rom bey dem Umsturze der Republik in dem Gemüthe dieses und jenes Patrioten ein solches taedium vitae erweckt haben, daß sie ihren Schmerz durch einen freywilligen Tod verkürzten, zumal, da, wie bereits oben bey schicklicher Gelegenheit bemerkt worden, unsern Blicken Beyspiele in der Geschichte dieses Volks begegnen, daß Männer, obgleich unter dem Despotismus der römischen Kaiser geboren und erzogen, dessen ungeachtet eine solche Verfassung so überaus mißbehaglich fanden, daß sie selbst bey sehr glänzenden Glücksumständen das Leben mit dem Tode vertauschten. Und in der That, kaum verwandelte Julius Cäsar die Republick

in ein Schattenbild, und pflanzte auf ihrem Grabe die Siegesfahne seiner Diktatur: so sah man Cato, Brutus und Cassius mit eigener Hand die Flamme ihres Lebens auslöschen. Bey Gott, eine ehrenwerthe Trias, die den Manen der entschlummerten Republick ihr eigenes Leben aus eigenem Antriebe zum Todtenopfer bringt! Doch, unter diesen Dreyen behauptet Cato in Absicht auf Seelengröße in alle Wege eine sehr hervorstechende Eminenz, wie bald weiter unten hervorleuchten wird.

Allein, auch bey fremden Nationen wußten die Römer durch den Trotz und das Gewicht ihrer Waffen, das Feuer des Gemeingeistes anzufachen, daß es nicht selten in verzehrende Flammen aufloderte, wie unter andern folgende Thatsachen verbürgen. Antinous und Theodotus, ihre Stadt in Epirus von den Römern hart gedrängt, machten den Einwohnern die Anmuthung, sich sämmtlich umzubringen. Allein, da die Mehrheit der Stimmen die Uebergabe der Stadt bezweckte, warfen sich beyde ohne Rücksicht auf ihre Vertheidigung unter die Feinde, um den gewünschten Tod zu finden. — Die Einwohner von Astapa in Spanien, zu schwach zum Widerstande gegen die mächtigen Römer,

schleppten ihre Kostbarkeiten nebst beweglicher Habe auf einen großen Haufen zusammen, von welchem ihre Weiber und Kinder Besitz nahmen, nachdem er vorerst mit Holz und andern brennbaren Materialien umlegt war. Hierauf faßten funfzig bewaffnete junge Leute in der Absicht dabey Posto, im Falle die übrige Mannschaft bey ihrem Ausfalle, die keine andere Losung hatte, als Sieg oder Tod! den Kürzern ziehen sollte, unverzüglich den mit Weibern und Kindern besetzten Haufen in Brand zu stecken, dann alle noch vorhandene lebendige Personen in der Stadt und zuletzt sich selbst niederzumachen. Dieses alles geschah ohne die mindeste Einschränkung, so daß die Römer bei der Einnahme der Stadt auf keine lebendige Seele weiter trafen; Viele von ihnen hingegen bey dem Vordringen auf den Marktplatz durch das in Fluß gerathene und ihnen entgegen strömende Gold und Silber theils verbrannten, theils erstickten.

So zuverläſſig übrigens der Gemeingeist seine Federkraft der Liebe zum Vaterlande verdankt, und er ohne diese als leeres Dunstgebilde erscheint — nichts desto weniger muß er sich als Geist über eine pathologische, instinktmäßige Liebe erheben. Denn

so lange er auf dieser untern Stufe verweilend, nur den Animalismus der menschlichen Natur anspricht und blos als Instikt besteht, kann der Verstand seine Gültigkeit nicht nachweisen, keinen Bescheid von seiner Nothwendigkeit und Individualität ertheilen, und überhaupt keine oder äusserst wenig Notitz von ihm nehmen. Allein, je weniger man den Verstand bey der Anpflanzung des Gemeingeistes interessirt, oder je weniger man ihn auf gediegene Grundsätze zurücke führt und stützt, desto weniger kann und wird er, leicht begreiflich, in lebendige Ueberzeugung übergehen, die keine reinere Quelle und festere Basis kennt, als gültige Grundsätze. Tritt hingegen der Gemeingeist nicht aus inniger, lebendiger Ueberzeugung hervor, so entbehrt er zur großen Beeinträchtigung seines Gedeihens die sichere Grundlage, das feste Fundament, und seiner Existenz nach schwankend, von zufälligen Umständen abhängend, kann und wird er sich in kritischen Zeitumständen, wo er die Parole erhält: Praesta te Virum! Hic Rhodus, hic salta! nicht behaupten, zumal, wenn er als Produkt des blinden Instinkts mit andern sinnlichen Trieben in Collision geräth, und diese durch seine Vernichtung ihre Rechnung finden. Der Gemein-

geist, der beyde, Leib und Seele gleich sehr interessirt, und dem Einen wie dem Andern seinen Segen zufließen läßt, muß daher unter thätiger Mitwirkung der höheren Seelenkräfte als Frucht des Geistes empfangen und geboren werden, will er anders mit dem Gepräge der Vernunftmäßigkeit auf der Stirne erscheinen, und die Billigung der gesetzgebenden Vernunft davon tragen. Die Intelligenz in uns, vom göttlichen Urheber für den Etat unserer Natur in der Würde eines Gerichtshofs aufgestellt, sieht sich zur Verwaltung ihres Amtes mit dem Vernunftvermögen ausgestattet, nach dessen Aussprüchen und Grundsätzen sie billigt und verwirft, losspricht und verurtheilt, dabey sich nichts als Pflicht oder Tugend aufdringen läßt, was nicht als solche durch Vernunftgründe und Principien gerechtfertigt wird. Hieraus folgt, daß, so lange der Mensch den Gemeingeist nicht als Pflicht und Tugend aus Grundsätzen herzuleiten und darauf zurücke zu führen vermag, er ihm unmöglich in dieser Qualität huldigen, und ihm mit solchem Interesse als im entgegengesetzten Falle ergeben seyn kann. Wie im Reiche der Natur muß der erwärmende Sonnenstrahl der Wahrheit von der Höhe des Geistes herab in die Tiefe des Herzens

dringen, wenn die Tugend allda gedeihen, in Kraft und Leben hervortreten soll.

Uneigennützigkeit ist ein eben so nothwendiges Prädikat für den Gemeingeist, nach welchem er, um der Erwartung zu entsprechen, ringen und streben muß. Denn wird er blos durch eigennützige Triebfedern in Thätigkeit gesetzt, so geräth er mit sich selbst in Widerspruch, und gleicht einem glänzenden Aushängschilde, durch den der Kurzsichtige sich betrogen findet. Er wird zur leeren Grimasse, wie bey dem Pharisäer die Religiosität. So wie sich dieser in den Schafspelz wirft, oder die Larve der Heucheley aufsteckt, um den bösen Dämon seines Herzens zu verbergen, und mit diesem Köder auf der Angel des Eigennutzes Mancherley zu erschleichen, was der maskirten Sinnlichkeit wohl thut. — Auf gleiche Weise erscheint der von Habsucht und Eigennutz beherrschte Patriot als ein betrüglicher Scheinheiliger, der mit dem Namen Gemeingeist und Vaterland, wie der Pharisäer mit dem Namen Gottes und der Religion spielt. Und wie dieser, während er in dem Tempel mit dem Ausdrucke glühender Andacht kniete, nach der Volksgunst zur Befriedigung seiner eigennützigen Interessen schnappte;

so kniet auch Jener voll scheinbarer Devotion vor dem Altare des Vaterlands, um desto eher in Ruh' und Frieden die darauf niedergelegten Opfer verschlingen zu können. Mit einem Worte, die Tugend, welche auf dem sterilen Boden des Eigennutzes emporwächst, gleicht einer Blume, die durch ihr schönes Colorit das Auge blendet, indessen sie bei näherer Betrachtung durch ihren widerlichen Geruch zurückstößt. Am Meisten sieht sich der Staat zur Zeit der Noth und Gefahr von einem Gemeingeiste betrogen, dem der Eigennutz den Sporn giebt oder zum Triebrade dient. Denn werden ihm seine Dienste nicht theuer bezahlt, so ermüdet er sogleich, oder verleugnet die Farbe, und reißt die Larve vom Gesichte, sobald ihm die feindliche Parthey eine glänzende Ehrenstufe oder einen goldenen Berg anbietet. Zwar sieht man sich genöthigt den moralischen Purismus zumal in unserem eben so luxuriösen als gewitterreichen Jahrhundert, daß die eudämonistischen Triebe durch gar viele Lockungen und Reizungen gleichsam bestürmt, obgleich nicht gerade in das Reich philosophischer Träume, doch aus unsrem sublunarischen Dunstkreis in das eigentliche Himmelreich zu verweisen, wo die moralische Weltordnung an der

Tagesordnung ist. Allein, dessen ungeachtet besteht ein mächtiger Unterschied zwischen einem geläuterten, auf edle Selbstliebe zurückgeführten Eudämonismus und dem plumpen Eigennutz, den man als das Resultat ausgearteter, übermüthiger Triebe kennt. Jener kann, leicht abzusehen, allerdings bey dem Gemeingeiste, unbeschadet seiner Energie und Rechtlichkeit, bestehen; ja, er wird ihn sogar bey allgemeiner Noth und Gefahr drängen und treiben, die Interessen des Vaterlands ganz zu den Seinigen zu machen, um so mehr, da dessen Wohl mit seinem Privatwohle im engsten Verbande steht. Je mehr hingegen krasser Eigennutz seine Treibfeder verunreinigt, desto leichter erschlafft er, und verwandelt sich in ein täuschendes Phantom, das den Staat zu äffen und sich zu bereichern sucht. Doch, zur Ehre der Menschheit sey es gesagt, im Archive der Geschichte erblickt man einige Beyspiele, welche das Ideal des Gemeingeistes im Leben darzustellen und auf den moralischen Purismus gestützt, selbst nicht die leiseste Spur von Eudämonismus zu verrathen scheinen, was bey näherer Betrachtung derselben in die Seele leuchten wird. Ich werde nun einige Männer aus dem Alterthume zur Unterstützung meines Raisonnements auftreten

lassen, an welchen zu ihrem unsterblichen Nachruhme ein Gemeingeist hervorglänzt, der durch beydes, durch die Grundsätze sowohl als durch die Uneigennützigkeit, worauf wir ihn gegründet sehen, ein ungemeines Interesse für sie erweckt.

Der Spartanische König Leonidas mit seinen dreyhundert Auserwählten mag an der Spitze stehen, wozu ihn schon die Ancienneté berechtigt, und zwar vorerst in der Absicht, um historisch nachzuweisen, daß ihr bey Thermopylen erprüfter Gemeingeist nicht die Wirkung des Zufalls, sondern vielmehr das Resultat ihres freyen auf Grundsätze gestützten Willens war. Denn kaum erhielt Leonidas Notiz, daß ihn die Nationalversammlung zum Anführer des zur Vertheidigung des erst beregten Engpasses erforderlichen Detaschements bestimmt habe: so enrollirte er für diesen Zweck nicht mehr als dreyhundert Spartiaten, in deren Denkart und Tapferkeit er volles Vertrauen setzte. Und als den Ephoren diese kleine Anzahl unzulänglich schien, so sagte er: „Wir halten es für Pflicht den Paß zu vertheidigen und darüber zu sterben — Dreyhundert Schlachtopfer sind hinlänglich zu Sparta's Ehre. Wollte es mir alle seine Krieger anvertrauen, würde es unwider-

ruſſich verloren ſeyn; denn nach meiner Ueberzeugung wird kein Einziger die Flucht ergreifen.“ — Einige Tage nachher feyerten ſie gemeinſchaftlich ihre Funeralien durch einen Begräbnißkampf in Gegenwart ihrer Aeltern. Nach geendigter Ceremonie verließen ſie die Stadt, begleitet von ihren Anverwandten und Freunden, denen ſie auf immer das letzte Lebewohl: ſagten. Und hier war es, wo ſich Leonidas von ſeiner Gemahlin mit der Frage wegen ſeines letztçn Willens angetreten ſah'. Ihr ward die Antwort: „ich wünſche Euch einen Bräutigam, der Eurer würdig iſt, und Kinder die ihm ähnlich ſind.“

Doch, der höchſten Stufe der Vollendung nähert ſich der Gemeingeiſt des Leonidas und ſeiner Gefährten durch ſeine rein moraliſche Triebfeder, die ſchon aus dem Vorſtehenden ſichtbar genug durchſchimmert. Allein, ganz beſonders ſpricht ſeine Antwort auf Xerxes erſten Brief für die Reinheit ſeiner Abſichten, indem er des Königs ungebührlichen Antrag: „Seine Unterwerfung wolle er mit der Herrſchaft von ganz Griechenland belohnen“, durch folgende Erklärung entſchloſſen begegnet: „er wolle lieber für das Vaterland ſterben, als es unterjochen.“ Aber

auch an seinen Kriegsgefährten spiegelte sich gleichfalls eine edle, uneigennützige Gesinnung, wie folgende Thatsache documentirt. Auf seine Erklärung „sie müßten den Xerxes in seinem Feldlager aufsuchen und tödten, oder auf dem Schlachtfelde sterben" war ein Freudengeschrey ihre Replik. Darauf gab er ihnen ein Gastgebot, wobey er äusserte: Wir werden bald ein anderes beym Pluto einnehmen! Nichts desto weniger blieben sie seine Gefährten auch bei diesem gefahrvollen Unternehmen, wo der Tod Seiner und der Meisten harrte *).

*) Ich weiß gar wohl, daß der Herr von Pauw in dem zweyten Theile seiner Untersuchungen über die Griechen S. 260 und 261 nach der Berl. Uebersetzung von 1789, das patriotische Verdienst des Leonidas und seiner Gefährten nicht wenig in Anspruch nimmt, indem er allen Griechischen Geschichtschreibern zum Hohne unter andern zu sagen die Stirne hat: »In der That lief diese Heldenthat auf weiter nichts hinaus, als daß einige Menschen ermordet wurden, deren Tod weder für den Staat noch für das übrige Griechenland von einigem Nutzen seyn konnte«. Allein, wer weiß nicht, daß dieser Franzose die historischen Gesichtspunkte eben so wenig zu treffen vermag, als Herr von Voltaire, und er bey seinen historischen Gemälden der Phantasie einen gleich ungebührlichen Einfluß erlaubt.

Den ehrenvollen Standpunkt an der Seite des Leonidas behauptet indessen unter allen griechischen Feldherren keiner mit so vielem Rechte, als Epaminondas. Par nobile Fratrum! Dieser und Jener laufen sowohl von Seiten des Herzens in Beziehung auf die Aehnlichkeit ihrer mannigfaltigen Tugenden, die sich auf ihrer klippenreichen Laufbahn in einer so seltenen Vollendung aus ihnen hevordrängten, als in Absicht auf ihre gemeinschaftliche Todesart gleichsam miteinander parallel. Man weiß nicht, Welchen von Beyden man mit der Palme schmücken soll, wenn von Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Bescheidenheit, Selbstständigkeit und Uneigennützigkeit die Sprache ist. Beyde starben fast auf gleiche Art den ruhmvollen Tod für das Vaterland im Bewußtseyn, selbst dem Feinde Achtung abgerungen zu haben. In Bezug auf Künste und Wissenschaften hingegen ragte der Thebanische Feldherr nicht nur über den Leonidas, sondern nach dem Zeugnisse der Alten sogar über alle Feldherrn Griechenlands weit hervor. Die Philosophie des Pythagoras, deren Bekanntschaft er hauptsächlich dem Lysis verdankte, welchen er seiner Armuth ungeachtet, auf seine Kosten zwey Jahre in seinem Hause unterhielt,

machte

machte er mit seinem Leitungsprincip als Mensch und Staatsmann. Und wenigstens nach meinem Dafürhalten war es ein wahrer Glückswurf für sein Vaterland, daß er mit dem Pythagorismus sympathisirend, sich in dessen Mysterien *) einweihen ließ. Denn, dadurch bekam sein von Natur zartes moralisches Gefühl sowohl die nothwendige Stärkung als eine zweckmäßige Richtung, und es wurzelten unter den wohlthätigen Einflüssen dieser Philosophie Tugenden in seinem Gemüthe, die eine eben so große Zierde für den Feldherrn und Staatsmann, als eine wahre Segensquelle für das Gemeinwesen sind. Daher nicht nur sein großer Widerwille gegen

---

*) Das Pythagoräische Institut scheint sich theils wegen seines politisch-moralischen Zwecks, theils, weil die Jünger eine Art von Noviciat mit mancherley Prüfungen zu bestehen hatten, bis ihnen nach langer Zeit im Allerheiligsten die Binde vom Auge fiel, und sie der Classe der Erleuchteten — Clair Voyants — angehörten, einem philosophischen Orden vom Maurischen Gepräge anzuschmiegen. Man sehe den ersten Theil von des sel. Meiners classischem Werke: Von der Entstehung und dem Verfalle der Philosophie und Wissenschaften in Griechenland, der eine tief in das Detail eingehende Critik über die Pythagoräische Anstalt und ihre Schicksale liefert.

den Despotismus und gegen äussern Prunk und Glanz, nebst seiner ungemeinen Enthaltsamkeit und Genügsamkeit; sondern zugleich eine Humanität im Vereine mit einem überaus zarten Sinn für Recht und Billigkeit, woran er alle Zeitgenossen, überhaupt alle Griechen und Römer übertraf, und ihm Keiner, den Scipio Aemilian ausgenommen, die Wage halten wird. An dieser Philosophie fand sein Gemeingeist eine wahre Säugamme, der er den kräftigsten Nahrungsstoff verdankte, indem sie, ihn an das Pflichtgefühl anknüpfend, gültige Grundsätze zu seinem Stützpunkte machte, ohne welche er der Erfahrung gemäß, leicht jeder verführerischen Lockung erliegt. Epaminondas war daher in der damals kritischen Zeitperiode ohnfehlbar das fähigste Organ für den Gemeingeist der Griechen, wodurch er in der Verherrlichung als Retter des Vaterlandes erscheinen konnte, indem ihm die Weisheit und Tugend dieses vortrefflichen Mannes zum Leitungsprincip diente. In der That konnte er sich kaum ein schwereres Problem zur Auflösung vorlegen, als daß er gegen die Lacedämonier, die, damals die erste Rolle in Griechenland spielend, fast alle Freystaaten unter der Leitung des eben so ehrgeizigen als staats-

klugen Agesilaus zu einer Vasallenartigen Dependenz genöthigt hatten, anstreben, und seine Energie im Kampfe mit der Ihrigen erproben wollte. Dessen ungeachtet krönte, wie man weiß, der herrlichste Erfolg sein kühnes Unternehmen. Denn nicht genug, daß Epaminondas durch die entscheidende Schlacht bey Leuktra, in welcher selbst der König und Oberfeldherr der Lacedämonier, Kleombrotus fiel, Theben vom Sclavenjoche befreyte, spielte er den Krieg offensiv nach Lakonien, belagerte selbst Lacedämon — Eine ganz neue Erscheinung! Denn noch nie hatten nach historischer Gewährleistung Sparta's Weiber den Rauch eines feindlichen Lagers gesehen — erhob das unterjochte Messenien wieder zum Freystaate, und schlug im Herzen von Peloponnes bey Mantinea die Lacedämonier abermals aufs Haupt. Mit solcher Kraft fiel der Gemeingeist dieses Feldherrn auf die übermüthigen Spartaner, und ward eben dadurch ihre furchtbarste Geisel selbst in der Periode ihres größten Glanzes.

Edle, auf feste Grundsätze gestützte Selbstständigkeit kann nur auf der Klippe der Todesgefahr, leicht begreiflich, in der schönsten Verherrlichung zur Ansicht kommen, wie dies auch der Fall bey dem

Epaminondas war. Er mit dem Pelopidas deshalb in einen Criminalproceß verwickelt, weil beyde in dem Besitz ihrer Beotarchenwürde *) über die durch das Gesetz bestimmte Zeit beharrten, mußte dem Tod entgegen sehen. Nichts desto weniger erschien er in ruhiger Besonnenheit vor seinen Richtern, die gewöhnlich selbst im Getümmel der Schlacht seine getreue Gefährtin blieb. „Das Gesetz verurtheilt mich, sprach Er; Gut, ich verdiene den Tod! Nur setze man folgende Inschrift auf mein Grab: Die Thebaner ließen Epaminondas hinrichten, weil er sie bey Leuktra zwang, die Lacedämonier, denen sie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu besiegen; weil sein Sieg das Vaterland rettete, und Griechenland in Freyheit setzte; weil die Thebaner unter seiner Anführung Lacedämon belagerten, welches froh war, seinem gänzlichen Verderben zu entkommen; weil er Messene wieder baute und mit starken Mauern ver-

*) Die Beotarchen waren die Oberhäupter des boeotischen Bundes, deren Obergewalt nach Verfluß Eines Jahrs an Andere überging. Pelopidos und Epaminondas behielten zum Frommen des Staats in der damals kritischen Zeitperiode das Ruder der Regierung vier Monat länger, als seyn sollte, in der Hand.

wahrte." Der Totaleindruck dieser Rede war für ihn so günstig, daß die Versammlung durch ihren lauten Beyfall die Richter von seiner Verurtheilung abschreckten.

Im schönern Lichte kann wohl schwerlich die Uneigennützigkeit erscheinen, als wenn man sie mit ihrer gefährlichen Versucherin, der Armuth, vereinigt sieht, ohne in ihrer Gesellschaft an ihrem unbescholtenen Rufe zu verlieren. Epaminondas Haus glich der Wohnung des Irus — es war gleichsam das Heiligthum der Armuth; denn diese herrschte daselbst in einem beinahe unglaublichen Grade der Entäusserung. So durfte er sich nach Aelians Berichte einige Tage nicht von seinen Laren trennen, weil er während der Zeit seinen einzigen Mantel vom Schmutze reinigen ließ. Ingleichen sah' er sich genöthigt, bey seinem ersten Feldzuge nach dem Peloponnes funfzig Drachmen — ohngefähr achtzehn Gulden — zur Ergänzung seines Feldgeräthes auf Credit zu nehmen, dessen ungeachtet wies er um dieselbe Zeit funfzig Goldstücke mit Unwillen zurücke, die ein Thessalischer Prinz ihm aufdringen wollte. Vergebens suchten einige Thebaner ihn zur Theilnahme an ihren Glücksgütern zu bewegen; Er bemühte sich im Gegentheil ihre Unterstützung für andere

hülfsbedürftige Menschen zu gewinnen. „Sphodrias — sprach er einst zu seinen Freunden — hat eine mannbare Tochter; allein, er vermag sie nicht auszusteuern. Ich habe daher Jeden von Euch nach Verhältniß seines Vermögens zu einem gewissen Beytrage aufgezeichnet. Sobald ich wieder ausgehe, werde ich diesen braven Mitbürger Euch vorstellen; denn, es ist eben so billig, daß ihr ihm diese Wohlthat erzeiget, als daß er seine Wohlthäter kennen lerne." Seine Freunde willigten gerne in seine Verfügung, und dankten ihm oben drein für sein Zutrauen.

In einem eben so hellen Glanze strahlet seine Uneigennützigkeit auch aus folgenden verbürgten Thatsachen. „Diomedon von Cyzikum ist hier und wünscht bey dir eingeführt zu werden" sprach einst Micythus zu Epaminondas. Er hat Aufträge vom Perser König an dich, und auch eine beträchtliche Summe Geldes zu deiner Disposition. Auch mir hat er sogar fünf Talente aufgenöthigt *). „Laß ihn herein kommen!" „Höre, Diomedon! Sind

*) Das Attische Talent nach Eisenschmidt zu 900 Reichsthaler gerechnet, geben fünf Talente eine Summe von 6750 Gulden rhein.

des Artaxerxes Absichten den Interessen meines Vaterlands angemessen — zu was dann noch Geschenke? Wo nicht, so kann alles Gold seines Reichs mich nicht zum Verräther meiner Pflicht machen. Ich verzeihe dir übrigens, meine Denkungsart nach dem Maaßstabe der Deinigen beurtheilt zu haben; allein, verlasse sogleich die Stadt, damit du nicht ihre Bürger verführst. Und du Micythus erstatte das empfangene Geld wieder, wenn du nicht vor Gericht belangt werden sollst." — Einst erfuhr er im Kriege, daß sein Waffenträger einen Gefangenen um Geld in Freiheit gesetzt habe. „Gieb mir meinen Schild zurück, trat er ihn an; seitdem Geld deine Hände befleckt hat, kannst du nicht mehr mein Begleiter im Kriege seyn."

Möge dieser Denkstein, von meiner Hand dem unsterblichen Manne mit der Inschrift gesetzt: „Epaminondas liebte sein Vaterland wie Leonidas, war so gerecht wie Aristides, so beredt und tapfer wie Julius Cäsar und so enthaltsam wie Curius Dentates" statt neugieriger Gaffer vielmehr deutsche Biedermänner herbeylocken, die bey dessen Anblicke ihren Gemeingeist erwärmt, und sich zur Nachahmung gedrungen fühlen.

Mag indessen immerhin Griechenland vor Rom ein entschiedenes Uebergewicht in Ab cht auf Künste und Wissenschaften behaupten, nichts desto weniger fand der Gemeingeist in der Hauptstadt des alten Italiens einen so gedeihlichen Grund und Boden, daß man ihn auch allda auf Uneigennützigkeit und feste Grundsätze gestützt, bis zur Vollendung heranreifen sah'. Vor Andern glänzen in der Geschichte der Consul Regulus nebst dem jüngern Cato als Beyspiele, die bis auf den heutigen Tag die Blicke des Gebildeten viel zu sehr auf sich ziehen, daß es in alle Wege wahre Versündigung an ihren Manen wäre, wollte man in einer Schrift, die den Leser für den Gemeingeist gewinnen soll, nicht wenigstens einige Augenblicke bey ihrer Urne verweilen. Jener von den im Hinterhalte gelegten Carthaginensern unter dem Oberbefehl Hamilcars, Hannibals Vater, gefangen, gieng nach einiger Zeit mit dem Auftrage nach Rom, die Auslösung der daselbst in Gefangenschaft lebenden, zum Theil vornehmen Carthaginenser zu bewirken; doch mit der eidlichen Verpflichtung, im Falle das Geschäft mißlingen sollte, wieder nach Carthago zurück zu kehren. Allein, weit entfernt, daß Regulus die vom

Schicksale dargebotene schöne Gelegenheit zu seiner eigenen Befreyung benutzt hätte, um dann im Schooße seiner Familie und im Glanze der Consularischen Würde fortzuleben, widerrieth er im Gegentheil dem Senate ausdrücklich die Auslieferung der Gefangenen, als eine das Staatsinteresse beeinträchtigende Handlung, und gieng dann taub gegen die Klagen seiner Freunde und unerbittlich bey den Thränen seiner Gattin und Kinder, obgleich überzeugt von der Grausamkeit der Punier, unverweilt nach Carthago zurück, bey welcher Reise eine Hölle von Qualen seine Perspektive war, die ihn auch wirklich nach dem Zeugnisse der Geschichte einem langsamen, schrecklichen Tod entgegen führten *).

Cato hingegen setzte sogar, wie man weiß,

---

*) Nach der Behauptung des Cicero de offic. L. III. C. 27, ist Regulus an den Qualen einer erzwungenen Schlaflosigkeit gestorben, worunter man nach meinem Dafürhalten auch die Kreuzigung verstehen kann. Tullius der überhaupt bey dieser Erzählung mein Gewährsmann war, hat am angeführten Orte diese edle That des Consuls nach Verdienst gewürdigt.

seinem Gemeingeiste, diesem treuen Gefährten seines Lebens, mit eigener Hand die Märtyrerkrone auf, weswegen er von dem Orte, wo dies geschah, um beyde, jenen und diesen dadurch zu verewigen, Cato von Utica hieß. Der Umsturz der Republik durch den Julius Cäsar machte den Lebensüberdruß in seinem patriotischen Herzen so rege, ungeachtet er bey Verleugnung seiner Grundsätze und Anschmiegung an die Parthey des Diktators leicht bey Ehren und Würden hätte bleiben können, daß er den Entschluß zu seiner Entleibung eben so unwiderruflich faßte, als er ihn kaltblütig ausführte. Denn er genoß noch in der letzten Nacht vor seinem durch ihn bestimmten Todestag einen so sanften, erquickenden Schlaf, als wenn er am kommenden Tage eine Lustreise statt der in die andere Welt anzutreten gewillet wäre. Plutarch nahm daher und zwar mit Recht ein großes Aergerniß an der Meynung derer, welche die Springfeder seines Todes in seinem Ehrgeize, oder in der Furcht vor dem Cäsar aufsuchen. Dieser große Mann, sagt Michael Montaigne, ist ein wahres Muster, welches die Natur auswählte, um daran zu zeigen, zu was für einer Höhe menschliche Tugend und Standhaftigkeit empor zu klimmen

vermag *). Virgil — der Meister der Sänger-schaar — sagt im achten Buche seiner Aeneide am Ende seines Gemäldes, wodurch er die größten Römer charakterisirt; — his dantem jura Catonem. Und Horaz in der ersten Ode seines zweyten Buchs:

Et cuncta terrarum subacta,
Praeter atrocem animum Catonis.

Den ganzen Erdkreis hat er **) besiegt, nur nicht des Cato's Heldenmuth.

Zieht man ausserdem auf der einen Seite die, ich mögte sagen, fürchterliche Demoralisirung seines Jahrhunderts in Betrachtung, daß der reissende Strom des allgemeinen Sittenverderbens sogar die angesehensten, geachtetsten Familien mit sich fortriß und verschlang; auf der andern hingegen, den äussern Wohlstand des Cato und die allgemeine hohe Achtung die er genoß, so erblickt man durch diese Umstände seine Selbstständigkeit und moralische Consequenz auf einer Höhe, gegen welche selbst die Würdigsten insgemein vergeblich anstreben.

Allein nicht lange nach dem edlen Römer entstieg

*) Siehe dessen Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände. Zweyter Bd. Cap. 36.

**) Julius Cäsar.

auch dem Schooße unseres geliebten Vaterlands ein Mann, der mit der Sonnenwärme seines Gemeingeistes diesem neues Leben gab und dessen Retter ward. Es ist nicht genug, daß wir Germanen bey dem Aschenkruge oder an der Denksäule unseres unvergeßlichen Hermanns das schuldige Dankopfer niederlegen. Nein, wir wollen den Patriarchen aller deutschen Helden und Patrioten vielmehr in der Glorie seines eben so uneigennützigen als unerschütterlichen Gemeingeistes vor unsern Augen erscheinen lassen, damit auch wir an dessen milden Strahl unsere Herzen wie an einem Feuerheerde für Gemeingeist erwärmen, und mit Kraft und Muth die edle Bahn halten, auf welcher er unser Vorbild geworden ist. Hermann, Sigmars des Cherusker Fürsten, Sohn, auf der einen Seite von der lieben Mutter Natur mit einem reichen Pfunde an Leibes- und Geisteskraft ausgestattet, auf der andern mit regem Gefühl für Freyheit, Recht und Billigkeit, konnte sich mit dem Stolze und Uebermuthe mit der Herrsch- und Räukesucht der Römer im Leben nie aussöhnen. Empörend für ihn war ihr Bestreben, die Deutschen durch Einführung der Römischen Gerichtsordnung, Sprache, Sitten und Gebräuche zu entnationa-

lisiren, und sie nach Römischem Kostüme umzuformen; allein, noch empörender die Entdeckung, sie eben dadurch, so wie durch Aufregung mißhelliger Gesinnung unter den Fürsten und ränkevoller Knüpfung betrüglicher Bündnisse, mehr und mehr an das Joch ihrer Herrschaft zu fesseln, und Germanien theils durch den Trotz ihrer Waffen, theils durch den Schlangengang ihrer Politik allmählig in eine Römische Provinz zu verwandeln. Bey dieser gefährlichen Lage seines Vaterlandes erwachte in ihm ein Gemeingeist von der musterhaftesten Consequenz, der in seiner Brust bis zum seltensten durch die glorreichsten Thaten sich verherrlichenden Heldenmuthe entglühte, und taub bey allen Lockungen und Reizungen so wie furchtlos bey allen Gefahren und Schrecknissen sein unzertrennlicher Gefährte bis in den Tod blieb. Denn weder die Gunst des Oberfeldherrn Quintilius Varus und des Kaisers Augustus, der er unter andern das Römische Bürgerrecht, und die Würde eines Ritters verdankte, noch das Beyspiel seines Schwiegervaters, des Fürsten Segest und seines Bruders Flavius, welche beyde die Interessen der Römer begünstigten; ja, nicht einmal das traurige Schicksal seiner geliebte Thus-

nelde vermochte im mindesten seinen Gemeingeist zu erschüttern, ob er sie gleich durch seinen Uebertritt zu den Römern sowohl von der Gefangenschaft, als von der Schmach im Triumpf aufgeführt zu werden, leicht hätte befreyen können. Doch, selbst alle Thaten des Helden, wodurch er auf seiner zehnjährigen Laufbahn Deutschland die Freyheit gerettet, können seinen reinen, gemüthlichen Gemeingeist nicht besser besiegeln, als das starke, eingreifende Wort, womit er seinen abtrünnigen Bruder Flavius angedonnert hat: „Nicht die Ehrenzeichen, nicht Halszierden und Siegeskronen, womit dich deine Tyrannen ausschmücken, decken je den Schandfleck des Verräthers seines Vaterlandes, magst du dich gleich zum ersten Feldherrn, selbst zum Triumphe emporschwingen.“

Indessen ward dem mit Lorbeeren bedeckten Hermann nicht vergönnt, die Früchte seiner Siege zu genießen. Ihn traf das traurige Loos so vieler verdienter Männer, besonders des alten Griechenlands. Der Neid benagte wie eine Motte seinen Ruhm und schlich ihm gleich einer giftigen Natter auf der Ferse nach. Mit einem Worte, er wurde in einem Alter von sieben und dreyßig Jahren in

seinem eigenen Hause ermordet. Hermann war den Römern in Norden, was die Parther in Osten ihnen waren — der Grenzstein ihrer unbegrenzten Herrschsucht *)

---

*) Die Grundzüge zu diesem Gemälde verdanken wir dem Tacitus, Suetonius, Vellechus Paterculus und Florus, und ihr historischer Schror und Korn ist um so mehr frey gehalten vom falschen Beyschlage, als sie von Männern einer Nation herrühren, mit welcher Hermann viele Jahre einen hartnäckigen, blutigen Kampf bestand.

Zweyter Abschnitt.

Ideen über die Wirkungen des Gemeingeistes.

Der Gemeingeist rechtfertigt in alle Wege den vortrefflichen innern Gehalt seiner Natur durch die herrlichsten, segenvollsten Wirkungen, und dies um so zuverlässiger, je mehr er über eigennützige und egoistische Antriebe erhaben, die Liebe zum Vaterland zur Springfeder hat. Denn, je mehr sich die Liebe des Menschen bemeistert, und in Leidenschaft bei ihm übergeht zu einer desto größern Anstrengung nöthigt sie ihn zu Nutz und Frommen des Geliebten. Daher macht sie auch besonders denjenigen sinnreich, erfinderisch und überaus thätig, der selbst am Abgrunde des Verderbens schwebt. Von der Selbstliebe angetrieben, rafft er sich auf, sammelt und setzt seine Kräfte zu seiner Rettung in Thätigkeit. Nur durch ihr Aufgebot und von der Liebe gleichsam beflügelt, gelingt es ihm nicht selten, sich im Strome des Verderbens empor zu arbeiten; ohne den mächtigen Antrieb und belebenden Odem der Liebe hingegen, würde er untersinken und ein Opfer der Gefahr werden.

Allein

Allein, findet schon der einzelne Mensch an der Liebe einen sichern Schutz und Schirm gegen den Andrang der Lebensstürme — und wer bestimmt den Umfang und Nachdruck ihrer Wirkungen, wenn sie eine ganze Nation in Bewegung setzt — durch sie ihren Geist und ihr Feuer ausströmt, zumal, da sie den menschlichen Kräften die höchste Spannung, die größte Schnellkraft verleiht. Denn, sie ist ein Geist, der denen Allen, die er anweht, neues Leben einhaucht, sie gleichsam ausser sich selbst versetzt, zu einer höhern Sphäre empor hebt, und ihren Kräften, Worten und Thaten einen höhern Schwung giebt. Sie ist ein Feuer, vollkommen ähnlich diesem reinen und mächtigen Elemente, und so wie sich dieses durch seine Alles durchdringende Kraft und Wirksamkeit ankündigt — auf ähnliche Weise durchdringt das Feuer der Liebe mit seinem Wärmestoff die menschlichen Grundkräfte, zieht sie alle in sein Interesse, verstärkt dadurch seine Gewalt, und erprobt seine rasche Wirksamkeit durch Wort und That.

Daher ist leicht abzusehen, daß sich die Kraft und Wirkung des Gemeingeistes nicht anders als groß und herrlich in der Sinnenwelt aussprechen kann, wenn er von wahrer Liebe zum Vaterlande

gedrungen, diesem die gesammte Nationalkraft zum Dienste darbietet. Indessen wäre es baarer Irrthum, wollte man seine wohlthätige Wirksamkeit blos auf die tumultuarische Zeitperiode des Kriegs beschränken. So sehr er sich dann ins Gemein als der Schutz- und Schirmherr des Vaterlands verherrlicht, nichts desto weniger erweist er sich auch im Schooße des Friedens als der beste Pflegvater desselben, was bald durch nähere Erörterung die gewünschte Evidenz gewinnen wird.

Das Gedeihen des animalischen Körpers beruht, wie man weiß, auf dem Gleichgewichte zwischen der Consumption und Restauration seiner Kräfte, bey dem Gegensatze hingegen, wenn letztere von der erstern aufgewogen wird, versinkt er bald in einen lethargischen Zustand. Diese Eigenthümlichkeit erblickt man gleichfalls an dem Staatskörper zu einem Beweise seiner Verwandtschaft mit jenem. Er sinkt und steigt, er blüht und verwelkt, je nachdem man die Bilanz von dem Ausleeren und Anfüllen seiner Fonds, oder was einerley ist, das Gleichgewicht zwischen dem Aufwande und der Ergänzung seiner Kräfte hergestellt oder verrückt sieht. Mit einem Worte, die Kraft ist und bleibt sein einziges Lebens-

princip, von deren Zunahme seine Aufnahme unmittelbar abhängt. Die nationale Staatskraft spaltet sich ihrer genetischen Beschaffenheit nach in die physische und psychische oder moralische, je nachdem sie dem sinnlichen oder übersinnlichen Theile des Staatskörpers inhärirt. Es ist indessen leicht abzusehen, daß dieser im gleichen Stufengange zu einem immer höhern Grade von Wohlseyn fortschreiten werde, als die ihn belebende physische und moralische Kraft unter den pflegenden Händen des Gemeingeistes selbst an Beyden, an Veredlung und Vermehrung, fortschreitet. Denn, so lange weder Jenes noch Dieses mit ernstem Bedachte berücksichtigt wird, die Staatskräfte vielmehr sich selbst überlassen bleiben — natürlicher Weise muß ihre daraus hervorgehende Verwilderung und Verminderung den nachtheiligsten Einfluß auf den Staatskörper in physischer und moralischer Hinsicht äussern. Der öffentliche Fond der nationalen Weisheit und Tugend wird unter solchen Umständen zur großen Beeinträchtigung des Gemein- und Privatwohls in einem eben so dürftigen Zustande erscheinen, als der, welcher den äussern Wohlstand, den Nationalreichthum verwahrt. Bey den Staatskräften

muß daher um so mehr eine gewissenhafte Pflege und verständige Oekonomie eintreten, als man sie selbst für die edelsten Bestandtheile des Staatskörpers, als dessen Mark und Lebensgeist allgemein anerkennt. Allein, da man das Eine wie das Andere, die Vermehrung wie die Wirksamkeit der Nationalkraft ohne zweckmäßige Veredlung im glücklichen Fortgange aufgehalten sieht, und diese als die conditio sine qua non von jener erscheint: so genießt man in jedem gut organisirten Staate die frohe Ansicht blühender Culturanstalten zu ihrer Veredlung in moralischer und physischer Hinsicht, und wird mit Vergnügen gewahr, daß diese höchst wichtige Staatsangelegenheit nicht nur tief in die Nationalerziehung eingreift, und als Hauptzweig mit derselben verflochten wird; sondern, daß diese selbst in der Qualität einer allgemeinen Staatsanstalt zur zweckmäßigen Veredlung der physischen und moralischen Nationalkraft vor das Auge des Verständigen tritt. Man kann indessen den Scharfsinn eines Oedipus wohl entbehren, um zu begreifen, daß der Gemeingeist diesem nationalen Culturgeschäfte nicht nur nicht nachtheilig in den Weg trete; im Gegentheil, daß er seine Natur verleugnen und gar nicht Gemeingeist

seyn würde, wollte er nicht seinen ganzen mächtigen Einfluß zu dessen möglichst gedeihlichen Betreibung verwenden, indem das gesammte Nationalwohl auf das Innigste und Unauflöslichste mit der Veredlung der gesammten Nationalkraft verschlungen, schwerlich die Ableitung von einer andern, als dieser natürlichen und reinen Quelle erlaubt.

Der Vorzug der psychischen Nationalkraft, welche bekanntlich in die intellektuelle und sittliche zerfällt, vor der physischen bleibt eben so entschieden, als der des Geistes vor dem Körper. Wie Jener die Direktion nicht nur über die Funktionen und Bedürfnisse des Leibes führt, sondern überhaupt über alle in dem Wirkungskreise des Menschen vorhandene Geschäfte und Angelegenheiten — auf gleiche Weise und aus gleichem Grunde ist stets und immerdar die physische Nationalkraft der moralischen subordinirt, da man diese selbst von der Natur zur Seele und zum Principium regens von jener gestempelt sieht. Allein, eben deswegen muß sie vor jener und zwar fördersamst in intellektueller Hinsicht schon von zarter Jugend an in Curatel genommen, und allmählich einer solchen Cultur entgegen geführt werden, damit sie bey der

so nothwendigen Befreundung mit Einsicht und Erkenntniß zur Veredlung der ihren Händen anvertrauten physischen Nationalkraft befähigt werde. Denn je nebelreicher und finsterer der intellektuelle Gesichtskreis der Nation erscheint, desto weniger ist man von ihr die Cultur der Erwerbszweige oder die Entdeckung neuer Hilfsquellen zu erwarten berechtigt. Mit der Binde vor den Augen wird sie zur Fahne des hergebrachten Schlendrian schwören, und allenthalben in ihrem Wirkungskreise das Irrlicht der Vorurtheile und des Wahns zum Wegweiser haben. Ueberhaupt greift die nationale Geistescultur zu sehr in die mannigfaltigen Bestandtheile des Gemeinwohls, daß traun, der Gemeingeist seinen humanen Charakter verleugnen, und zu der zurückstoßenden Selbstsucht des Despotismus übergehen müßte, wollte er ihre Bahn mit Hindernissen bestreuen. Läßt sich von einem gebildeten Familienvater ein ungleich besseres Präsidium seines Hauswesens erwarten, als von dem mit ihm im Gegensatze stehenden rohen und ungebildeten — ohnfehlbar kann und wird eine über ihre Interessen erleuchtete Gesammtheit ihr inneres und äusseres Wohlseyn mit bey weitem glücklicherem Erfolge berücksichtigen, den Staat mehr heben und

Intension geben, als die, welche mit intellektueller Blindheit geschlagen, im Contraste mit ihr steht. Wie im Naturreiche durch das milde, erwärmende Sonnenlicht die vegetabilische und animalische Welt zur schönsten Reife gedeiht; bey eingetretener, andauernder Finsterniß hingegen, Alles, was grünt und lebt, verschmachten würde — die nämliche Erscheinung begegnet uns auch in der moralischen Welt. Im Lichte oder beym Sonnenscheine der Weisheit und Wahrheit, der Mensch bey seinem Geschäfte oder Werke eben dadurch um so mehr gegen Täuschungen und Mißgriffe verwahrt, können und werden die edlen Früchte seines Fleißes ein weit besseres Gedeihen haben, als wenn er sich in der Nacht der Unwissenheit, oder vom Vorurtheil und Irrthum geblendet, in Thätigkeit setzt. Allein, eben deswegen findet die Nationalerleuchtung an den Gemeingeiste einen wahren Mäcen, weil er selbst als ein Kind des Lichts und gleichsam eingetaucht in den Sonnenstrahl der Wahrheit und Erkenntniß, um so weniger ihren wirksamen Einfluß auf alle Zustände und Situationen des Menschen verkennen kann. Und schon dadurch dient er dem nationalen Verstande zur wahren Bildungsschule, daß er ihn durch Fixi-

rung an das Gemeinwesen, dessen Gebrechen, Bedürfnisse und Interessen die Hand zur Auffassung eines reichen Seelenschatzes voll praktischer Wahrheit und Weisheit bietet. Daher erblickt man auch seine Altäre und Penaten ins Gemein in solchen Staaten, wo man sich nicht durch den bleiernen Zepter des Despotismus gezwungen fühlt, das Licht der bessern Erkenntniß unter dem Scheffel zu verbergen, sondern dem Aufrufe des großmüthigen Menschenfreundes Jesu gemäß, sich aufgemuntert sieht, mit demselben zu Nutz und Frommen des Vaterlands und der Menschheit hervorzutreten. Nie war in Athen und Rom die Nationalerziehung zum Gedeihen der Künste und Wissenschaften in besserer Verfassung, als so lange der Gemeingeist am Horizonte dieser Freystaaten gleich einer Sonne strahlte. Dies war die Zeitperiode ihrer größten Künstler, Staatsmänner, Volksredner und Schriftsteller, in deren classischem Nachlasse sich ein hochherziger Genius voll Kraft und edler Simplicität in einer reichen Gedankenfülle und unnachahmlichen Eleganz ausspricht, wodurch er mit Recht bis auf den heutigen Tag unserm modernen Genius zum Vorbilde dient. Und wer, der mit den litterarischen Werken der Alten nur einigermaßen im traulichen

Verkehre steht, fühlt sich nicht zu der Behauptung gedrungen, daß sie eben deswegen durch genialischen Blüthenduft, innere Kraft und schöne Form als zur Vollendung gediehene Geisteskinder der Vergänglichkeit so lange trotzen, weil sie ihre Väter unter der Beseelung des Gemeingeistes in das Daseyn riefen.

Gleichsehr unterstützt der Gemeingeist die nationale Sittenbildung, und zwar bemüht er sich nicht sowohl der äussern Form menschlicher Handlungen durch größere Politur und Eleganz eine einschmeichelnde Anmuth anzueignen — was den Tanz- und Ceremonienmeistern oder den Damoiseau's unsers Jahrhunderts überlassen bleibt — als sie vielmehr durch Reinigung ihrer Triebfedern zur ungezwungenen Legalität und Moralität zu stärken, um eben dadurch das Gemeinwohl auf eine feste Grundlage zurück zu führen. Denn die nationale Demoralisirung erscheint in dem Spiegel der Geschichte und Erfahrung durch ihre Begünstigung des verderblichsten Mißbrauchs aller Güter, Kräfte und Gaben, jederzeit als eine Hauptquelle großer Unordnung, fürchterlicher Zerrüttung und allgemeiner Noth. Je mehr lebendigen Sinn oder reges Gefühl die Gesammtheit hingegen für Pflicht und Tugend durch Wort und

That verräth, desto reichere Zinsen wird, leicht abzusehen, bey ihrer Oekonomie das anvertraute Gut für Privat- und Gemeinwohl tragen, indem bey einer solchen nationalen Gemüthsverfassung die Sinnlichkeit, statt im frechen Uebermuthe zur Verwüstung der physischen und moralischen Staatskräfte hervorzubrechen, in die Schranken der Subordination zurückgewiesen wird. Der Gemeingeist leistet der Sittlichkeit vorerst negativ schon dadurch guten Vorschub, daß, wo er schaltet und waltet, nicht leicht solche moralische Gebrechen um sich wuchern dürfen, die den Staat gleich Schmarotzerpflanzen durch das Einsaugen seines Saftes und Markes entkräften. Vor ihm fliehen gleichsam betroffen zurück, der geschäftige Müßiggang, die Ueppigkeit oder das sinnliche Wohlleben, in deren Geleite gewöhnlich die verächtliche Frivolität wandelt, diese leichtfertige Gauklerin, die unbedenklich das Ehrwürdige und Heilige profanirt, und stets mit dem Taumelkelch in der Hand vor dem Publikum wie eine Thyade grimasirt und schwärmt; vor allen aber der engherzige Egoismus, bekanntlich der größte Antipode des Gemeingeistes, der jeden Zielpunkt seines Strebens auf den Mikrokosmos seines

Ichs reducirt, und den plumpsten Eudämonismus zum Idole seines Herzens macht. Positiv hingegen greift der Gemeingeist der nationalen Sittlichkeit dadurch unter die Arme, daß er Tugenden zu erwek- ken weiß, unter deren Beystand und Mitwirkung der Staat einem immer größern Flor entgegen strebt. Denn, so wie er selbst im Cyklus der Bürgertugenden, als die erste und oberste oder als Cardinaltugend erscheint, die sich ganz und gar dem Vaterlande und seinen Interessen weiht: so entwachsen seinem edlen Stamme mehrere andere ihm ähnliche Sprößlinge, die ihm gleich Kindern Existenz und Pflege verdanken, aber auch mit ihm gleiche Bahn zu einerley schönem Ziele halten. Wer erkennt und preißt sie nicht unter dem Namen der gemeinnützigen Thätigkeit, edlen Simplicität in der Lebensweise und muthvolle Tapfer- keit, die ihren Stammvater gleich einer heiligen Trias umgeben, und auf seiner verdienstvollen Lauf- bahn seine unzertrennlichen Gefährtinnen bleiben. So lange Griechenland und Latium als die Freystätte dieser ehrwürdigen Tugenden erschien, warfen sie einen Glanz auf beyde Nationen, der selbst im todten Typus der Geschichte unsere Blicke noch so sehr auf sich zieht, daß ohnfehlbar jeder Biedermann sie auch

als das Eigenthum der deutschen Nation gerne verehren mögte.

In der Idee der physischen oder sinnlichen und materiellen Staatskräfte liegt das ungeheure Aggregat aller natürlichen und künstlichen Produkte, die durch die emsige Hand der Industrie gewonnen werden. Alle Erwerb- und Nahrungszweige, so wie überhaupt alle merkantilische und finanzielle Hülfsquellen gehören zu dieser Kategorie, welche sammt und sonders die Grundlage und den Inbegriff des öffentlichen Wohlstands bilden. Dieser vertritt im Staatskörper die Stelle des Nahrungssafts, von dessen zureichendem Vorrathe unmittelbar sein Gedeihen abhängt, und bey dessen Entbehrung er wie der animalische seine Vollkraft verlieren, und gleich diesem in das Siechthum versinken würde. Er steht daher mit den Erwerbzweigen und Hülfsquellen in gleichem Causalverbande, wie die Ursache zur Wirkung, und erscheint als das Resultat ihrer Produktivität. Die natürliche Industrie, welche die Agrikultur, überhaupt die Landwirthschaft mit ihren Nebenzweigen begreift, liefert der künstlichen, in den Fabriken und Manufakturen ihre Werkstätte habend, die erforderlichen Materialien

zur Verarbeitung in die Hand, um sie in modernen Formen, in ästhetischer Eleganz zur Verschönerung des menschlichen Lebens hervortreten zu lassen. Beyde, die natürliche und künstliche Industrie, in stäter Wechselwirkung begriffen, arbeiten einander in die Hand. Die künstliche verdankt der natürlichen den nothwendigen Stoff zu ihren Kunstprodukten, und diese jener den höhern Kaufwerth ihrer Naturerzeugnisse. Beyder Wohlstand ist daher auf das Innigste mit einander verschlungen. Allein ohne merkantilischen Verkehr würde jede Art Industrie aus Mangel an Absatz ihrer Produkte in tiefen Verfall gerathen. Der Handel, besonders in activer Beziehung, erhält durch den raschen Umtrieb aller Erzeugnisse des Kunstfleißes die Nahrungssäfte des Staatskörpers zu dessen großem Gedeihen im ununterbrochenen Kreislaufe, der ohne jenen wie der animalische durch apoplektische Zufälle bald erlahmen würde. Indem der Handel den Kunstfleiß belebt, größere Geldsummen in Circulation bringt, die Goldquellen des Auslandes in die Kanäle des inländischen Staats zurück zu leiten versteht, und Tausend und wieder Tausend Hände beschäftigt, erhält er den Staatskörper bey regem Leben und einer jugend-

lichen Vollkraft. Ohne eben in der Geschichte weit auszuholen, um den faktischen Beweis im Alterthume oder in fernen Landen aufzubringen, wie hart der Staat sammt dem Kunst- und Gewerbfleiße ohne Handel und Wandel an Entkräftung darnieder liege, dürfen wir nur die Erlahmung unseres vaterländischen Kunstfleißes, nebst der damit verknüpften Nahrungslosigkeit und nationalen Verarmung in das Aug' fassen, seitdem Napoleon den deutschen Handel mit der Sperre oder mit den Fesseln seines Despotismus belegt hat. In der Meinung oder vielmehr im Wahne, Brittannien durch Hemmung seines merkantilischen Einflusses auf Deutschland und wo möglich auf alle Europäische Staaten zur Dependenz von seiner Souverainité zu zwingen, hat er seinen Bundesstaaten und selbst Frankreich die größte Calamität dadurch bereitet. Die blühendsten Handelsstädte, vorher die Niederlagen des Nationalreichthums, haben sich bereits in Stapelplätze der Nationalarmuth, verwandelt, wo das glänzende Elend in mannigfaltiger Gruppirung und Schattirung unsern Blicken begegnet. Kaufleute, ehemals von großem Vermögen und Credite, sieht man jetzt als armselige

Bankeruttiers mit Panisbriefen in der Hand, das Land durchstreifen, Manche sogar bis zu Packknechten und Taglöhnern herabgesunken. Es versteht sich indessen von selbst, daß, je mehr die Industrie und der Handel als die beyden Hauptingredienzien oder Hülfsquellen des nationalen Wohlstandes jedem Verständigen in die Augen fallen, sie um so ohnfehlbarer in jedem vom Gemeingeiste beseelten Staate im schönsten Flore hervortreten werden, als dieser gewohnt ist, seine Interessen mit denen des Vaterlands zu vereinigen. Nicht nur England und die Schweitz besiegeln diese Behauptung als Staaten, in welchen die indüstriöse Betriebsamkeit mit dem Gemeingeiste zu wetteifern scheint; sondern auch die berühmten Freistaaten des Alterthums, die gerade in der Zeitperiode, wo ihr Gemeingeist in seinem schönsten Leben und Weben begriffen, einen zuvor nie gesehenen Strahlenglanz über sie verbreitete, Industrie und Handel ungemein begünstigten. Abgesehen davon, daß die vornehmen Athenienser und Römer, beyde als erklärte Freunde des Landlebens und der damit verknüpften Landwirthschaft bekannt, durch ihr einladendes Beyspiel die Landescultur nicht wenig belebten; so begünstigten sie auch

mit gleichem Interesse den Kunstfleiß und Handel. Athen und Korinth durch ihre Kunstwerke wie Tyrus durch seinen Purpur in der ganzen Welt berühmt, behaupteten nicht nur in Griechenland, sondern eine gewisse Periode hindurch auf dem ganzen Continent den obersten Rang unter allen Handelsstaaten. Seitdem sich Ersterer durch den Themistokles zu einer Seemacht erhoben sah', giengen aus seinem Schoße Colonien an die Küsten aller benachbarten Meere aus, von welchen sie sich wieder weiter bis nach Massilien in Frankreich fortpflanzten. Im Piräischen Hafen, diesem Meisterwerke des Themistokles, strömten alle Colonialwaaren von den Küsten der Levante und des schwarzen Meers als im Mittelpunkte zusammen, von welchem sie dann in allen Richtungen durch ganz Griechenland in Cirkulation kamen. Ueberhaupt interessirten sich die Griechen so leidenschaftlich für den Handel, daß nach Strabo's Versicherung sich an jedem Orte, der die Griechen, es sey um seines religiösen oder gymnastischen Interesses willen zu fesseln wußte, der merkantilische Verkehr von selbst sich bilden würde. Sie schritten hierbey ohngefähr folgenden Methodus ein. Den Ort nämlich, welchen man zu Jahrmärkten geeignet glaubte,

suchte

suchte man Anfangs durch Wunder und Wallfahrten zu heben, und um ihn noch besser zum Lockheerde zu machen, verband man damit Kampf- und theatralische Spiele, theilte für Athleten, Dichter, Tonkünstler, Maler und selbst für Hetären Preise aus. (Letztere bekränzte man, wie in Corinth). In gleicher Absicht verband man nicht nur mit den Versammlungsorten der Amphiktyonen in Delphen und Thermopyle, sondern auch mit den Nemeischen, Pythischen Istmischen und Olympischen Spielen berühmte Jahrmärkte, so daß die Römer letztere gewöhnlich den Olympischen Handel nannten, und Paterkulus behauptet *), man hätte bey ihrer Stiftung vorzüglich die Belebung des Handels berücksichtigt. Die ungemeine merkantilische Betriebsamkeit der Griechen leuchtet auch aus ihrer Begünstigung des Karavanenhandels hervor, der besonders damals, leicht begreiflich, mit nicht geringen Gefahren und Beschwerden verknüpft seyn mußte. Dessen ungeachtet erwähnt Ptolomäus im ersten

---

*) Lib. I. Olympiorum initium autorem habuit Iphitum Elium. Is eos ludos mercatum que instituit.

Buche seiner Erdbeschreibung eines Makedonischen Kaufmanns, der seine Karavane, um sie mit den Schätzen des Orients zu beladen, längs der südlichen Küste des Kaspischen Meers bis nach Serikum an die Grenzen von China vordringen ließ. Und da schon in dem Zeitalter des Hippokrates einige Gewürzarten aus Indien und besonders von der Küste Malabar, in Peloponnes und Attika allgemein im Gebrauch waren, so wurden sie höchst wahrscheinlich durch den Karavanenhandel bezogen. Durch diesen kamen die Griechen auch mit Deutschland in nähere Bekanntschaft, und zwar bis in die Gegenden des Hercynischen oder Harzwaldes. Andere vermuthen sogar, daß der Handel mit gelbem Bernstein sie bis an die Mündung der Weichsel fortgezogen hätte, wohin die Tyrier vor ihnen zur See gekommen waren. Beyde Völker trafen hier zusammen, ohngefähr so wie die Spanier und Portugiesen auf den Molucken, nämlich auf ganz verschiedenen Wegen.

Der Handel der Römer, mit gleichem Interesse betrieben, hatte leicht abzusehen, eine noch bey weitem größere Extension, indem sie durch ihren unbegränzten Eroberungsgeist in einen ungleich größern Länder- und Völkerverkehr traten, als die

Griechen. Allein, es verträgt sich weder mit den Grenzen noch mit dem Zwecke dieser Schrift, den Handel dieser Nation und den großen Ertrag desselben in seiner blühenden Periode nur einigermassen mit kritischen Blicken zu beleuchten. Für meine Absicht ist es genüglich, nur darauf aufmerksam zu machen, daß man schon frühe gleichsam bey der Wiege der Republik zur Begünstigung des Handels merkantilische Verkehre mit dem Auslande anknüpfte. Abgesehen davon, daß nach dem Livius L. 2. C. 27. bereits nach Erbauung der Stadt 259. eine eigene Innung von Kaufleuten aus freyen römischen Bürgern bestehend, vorhanden war: so bildete sich unmittelbar nach Vertreibung der Könige unter dem Consulate des M. Jun. Brutus und M. Horatius ein Handlungsverein zwischen den Römern und Karthaginensern, wodurch Erstern die Handlungsfreyheit nicht blos nach Sicilien und Sardinien, sondern selbst nach Karthago und noch tiefer in Africa stipulirt ward. Schon im zweyten Punischen Kriege gab es nach dem Livius Assecuranten, und noch vorher Wechsler im Kleinen und im Großen, (Argentarii et Mensarii) welche um diese Zeit ihre Buden schon auf dem großen Marktplatze hatten, bey welchen man

ganze Schaaren von Mäcklern und Ausrufern versammelt und große Geschäfte abgemacht sah'. Noch vor Cicero überschwemmten die Römischen Negotianten — Negotiatores — Sicilien, Gallien und Asien, unter welchen sich vornehmlich die Ritter als die größten Entrepreneurs auszeichneten. Allein, sogar die vornehmsten, angesehensten Römer Cato, Crassus, Lucullus ꝛc. betrachteten die merkantilische Spekulation als ein erlaubtes Mittel zur Erhöhung ihres äussern Wohlstands, und sahen auf diesem Wege ihr Vermögen, fast mögte ich sagen, über die Gebühr anschwellen. Doch kaum erhob sich Rom durch Carthagos Zerstörung zur ersten Seemacht; so fand es die Säulen des Herkules und selbst Tartessus als Grenzpunkte seines Handlungsgeistes der alten Heimath noch viel zu nahe gerückt, und begnügte sich, nur zur Noth, das weite nördliche Thule *) zu dessen Grenzstein zu machen. Eben so fand der Kunstfleiß der Römer noch im blühendsten Zustande der Republik an Hetrurien eine wahre

*) Wahrscheinlich Schetland oder Mainland, das größte Eiland von der nördlichsten Inselgruppe Schottlands.

Pflegemutter, und dann an Korinth, welches Rom lange Zeit zur Musterschule in dieser Absicht diente.

Die Behauptung hat demnach historische Beglaubigung, daß der Gemeingeist die Interessen des Kunstfleisses und Handels ungemein begünstige, und zwar selbst in Jahrhunderten, wo der Luxus in Vergleichung mit seiner gegenwärtigen Intension und Extension noch gleichsam in der Wiege liegt, wie so erst bey Athen und Rom nachgewiesen wurde. Allein, erblickt der Gemeingeist an der Geschichte des Verfalls und Untergangs beyder Staaten nicht gleichsam eine Warnungstafel, die zur Beschränkung seiner Vorsorge für Nationalreichthum durch das belehrende Beyspiel beyder Nationen ihm die Wahrheit anschaulich machen soll, daß dieser gewöhnlich als die Quelle nationaler Ausartung den Ruin der Staaten beschlennige? Zwar geht allerdings aus der Geschichte derselben als Resultat hervor, daß der Nationalreichthum durch seine Begünstigung des Luxus zugleich zur großen Beeinträchtigung der Moralität den sinnlichen, üppigen Lebensgenuß herbey führe. Denn wirklich trug ihre vom Mißbrauche des Wohlstands ausgehende Demoralisirung so sehr das Gepräge des Monströsen, daß beyde zur Befriedigung ihrer über-

mächtigen Sinnlichkeit oder ich mögte lieber sagen, ihres bestialischen Animalismus sogar mit dem Gemeingeiste und jeder andern Tugend als mit feiler Waare schändlichen Handel trieben, doch dies beweißt im Grunde nur so viel, daß die Griechen und Römer, zu schwach an der Klippe ihres nationalen Wohlstandes den Gemeingeist zu behaupten, sie vielmehr dabey ihrer physischen und moralischen Entnervung entgegen giengen. Kann hingegen je der Mißbrauch die Sache selbst verdächtig machen, oder gar ihren rechten Gebrauch vereiteln? Ist nicht Alles unter dem Monde dem Mißbrauch Preiß gegeben, ohne daß die gemißbrauchten Gegenstände eben dadurch an ihrem Werthe verlieren, oder aufhören fernerhin begehrungswerthe und brauchbare Güter zu seyn? Beyde Nationen, nichtsweniger als für Humanität und Moralität erzogen, waren eben daher zur Verwaltung eines glänzenden äussern Wohlstandes zu unmündig, und ihr Gemeingeist, nicht sowohl auf das moralische Gefühl als auf sinnliche Triebe gestützt, mehr die Frucht ihres Ehrgeizes und Freyheitsgefühls, als des reflektirenden Verstands, konnte und mußte von ihrer Sinnlichkeit um so leichter überwältiget und gleichsam verschlungen werden, als sich diese durch das immer

größere Anschwellen ihrer Hülfsquellen ungemein bis zur frechsten Ueppigkeit gestärkt sah'. Allein, wer mag behaupten, daß das Emporheben zu einem höhern religiös-moralischen Standpunkte, der zu einer regelmäßigern Oekonomie des äussern Guts befähigt, überhaupt jedem Volk auf Erden unmöglich sey? Und sollten wir in unserm Zeitalter durch den wohlthätigen Einfluß des Christenthums auf Geist und Herz nicht wirklich einige Völker auf einer Stufe religiös-maralischer Cultur erblicken, zu welcher die Griechen und Römer unter Mitwirkung ihres Polytheismus vergeblich anstrebten? Nicht eben daher ihre bessere Befähigung zur Verwaltung des schimmernden Sinnenguts rühren, daß sie ungleich weniger als jene von einer übermächtigen Sinnlichkeit bethört, mit dem Lebensgenusse Wirthschaftlichkeit, nützliche Thätigkeit, Mäßigkeit und überhaupt einen weit feinern moralischen Takt verbinden? Und ungeachtet der Luxus auch in unserm Zeitalter immer mehr Umfang gewinnt, überhaupt aber stets der unzertrennliche Gefährte der intellektuellen Verfeinerung bleiben wird, nichts desto weniger sehen wir in Staaten, wo er sich längst eingebürgert hat und besonders in Deutschland den Gemeingeist in der Glorie eines

Befreyers des Vaterlands von einem Feinde hervortreten, der ungleich schwerer zu überwältigen war, als Darius oder Xerxes. Sollte diese erfreuliche Erscheinung unserer Tage nicht den faktischen Beweis liefern, daß sich der Gemeingeist allerdings neben dem Luxus behaupten kann, so lange die christliche Religion ihren wohlthätigen Einfluß auf das Volk nicht verliert, und die Nationalerziehung nicht aufhört, eine religiös-moralische Richtung zu nehmen, wodurch dieser einen Zügel und Zaum zu seiner nothwendigen Beschränkung, jener hingegen einen scharfen Sporn zu seiner Ermunterung erhält.

Indessen ist leicht abzusehen, daß äusserer Wohlstand und Reichthum — dieses wichtige Nationalgut — unmöglich auf dem Ruhepolster der Trägheit gewonnen werden kann, oder bey dem Gebrauche einer Gebetformel oder eines Talismans. Die goldnen Aepfel in den Gärten der Hesperiden wuchsen nicht, wie man weiß, auf dem Grund und Boden unserer mütterlichen Erde — ihr Daseyn war blos in der Phantasie der Dichter gegründet, wie Saturns Zeitalter überhaupt, dem sie gleichsam zur Folie dienen sollten. Ein solcher Dichtertraum ist auch das goldne Füllhorn der Amalthea mit seiner Zauberkraft. In ganz

Europa sucht man eine Goldküste vergebens, wie einen Phasis oder Pactolus; vielmehr scheinen sich die edlen Metalle immer tiefer in den Schooß der Erde zurück zu dienen, und sich den Menschen wie das goldne Vließ den Argonauten erst nach vieler ausgestandener Beschwerde zur Beute hinzugeben. Der Allwaltende läßt keinen Goldregen fallen, versagt der Magie nebst der hermetischen Weisheit das Gedeihen, und erlaubt den Menschen aus großer Weisheit und Vorsicht einzig auf dem Wege der Arbeitsamkeit oder nützlicher Thätigkeit Zutritt zu den Schätzen der Erde. Von dieser Tugend dependirt, leicht begreiflich, der Nationalwohlstand eben so sehr und unmittelbar, wie die Wirkung von der Ursache, der als ein erworbenes oder errungenes Gut ohne den Gebrauch reger menschlicher Kräfte nie in das Daseyn treten könnte und würde. Allein, gemeinnützige Nationalthätigkeit gedeiht nicht lieber als in der Nähe und unter den milden Einflüssen des Gemeingeistes. Sie wandelt ihm auf seiner Laufbahn wie der Mond der Erde gleichsam als sein Trabant stets zur Seite, um sich gemeinschaftlich mit ihm dem Besten des Vaterlandes zu weihen, und ihm die Hand zu diesem edlen Werk zu bieten. Denn der Gemeingeist ist ein äusserst

reger, thätiger Geist voll Kraft und Leben, und da er keine andere Richtung, kein höheres Interesse hat, als das Gemeinwohl herbeyzuführen, zu erweitern und fest zn begründen; so ist voraus zu sehen, daß die nationale Betriebsamkeit durch ihn einen mächtigen Impuls erhalten werde, indem er ohne ihren Beystand nicht beginnen geschweige vollenden kann, was ihn drängt und treibt. Die Nationalkraft in physischer und psychischer Hinsicht ist und bleibet in alle Wege der Hauptfond des Staats, von welchem alle übrigen Hülfsquellen wie die Seitenkanäle vom Hauptstrome ausfließen — der Central- und Quellpunkt seines Lebens und Gedeihens — die wahre Geburtsstätte seines Flors. Im Ruhestand begriffen oder in Unthätigkeit versunken, würde die Nationalkraft dem Staate eben so wenig Ertrag liefern, als der vergrabene Schatz oder das ruhende Capital dem Eigenthümer. Daher ist es in jedem Staate, wo Gemeingeist herrscht, Hauptmaxime, dem Müßiggang im Purpur wie im Bettelgewande keinen Freyheitsbrief auszufertigen, die brauchbare Kraft jedes Einzelnen hingegen aus dem Schlummer der Unthätigkeit zu wecken, überhaupt aber durch Belebung des Kunst- und Gewerbfleißes, des Han-

dels und Wandels die Gesammtkraft, diesen großen Nationalschatz in eine freye, ungestörte Circulation zum großen Gewinn für das Gemeinwesen zu setzen. Jeder vom Gemeingeiste beseelter Staat repräsentirt die Oeconomie des Bienenkorbs, wo jedes Individuum in reger, emsiger Thätigkeit begriffen, durch den Ertrag seines Berufsfleißes zum Flor des Ganzen beyzutragen sucht.

Allein, zur Behauptung des Nationalwohlstandes ist der Beystand oder die hülfreiche Hand einer andern edlen Tugend gleichfalls unentbehrlich, die sich schon durch ihren Namen — Sitteneinfalt — jedem Verständigen, mit ihrer ungemeinen Segenskraft aus der Geschichte oder Erfahrung bekannt, recht sehr empfiehlt. Und zwar scheint sich diese Tugend negativ und positiv für die Fortdauer des nationalen Wohlstandes zu verwenden. In jener Hinsicht hauptsächlich dadurch, daß man unter den Auspicien der edlen Sitteneinfalt das freche, geile moralische Gestrüppe, das den Nahrungssaft des Staatskörpers ungebührlich an sich zieht und vergeudet, allenthalben vom Grund und Boden des menschlichen Herzens abgetrieben sieht. Ueberall, wo sie vorherrscht, entfaltet sie einen unversöhnlichen Antagonismus gegen sinn-

liche Genußgierde, üppige Prachtliebe und Schwelgerey — Untugenden, die das glänzende Elend nebst dem Bettelstaabe herbeyführen, und dem Wohlstande zum offenen Grabe dienen. Positiv hingegen sucht sie diesem besonders dadurch einen fortdauernden Bestand zu sichern, daß sie sich zugleich als Stammmutter anderer ganz von ihrem edlen Geiste durchdrungener Tugenden ankündigt, die sich mit ihr im schönsten Vereine gegen die leichtsinnige Versplitterung des Erdenguts auflehnen, und je mehr sie sich daher einbürgern im Gemüthe des Staatsgenossen, der Flor des Gemeinwesens dadurch eine solche feste Basis gewinnt, daß ihn nicht so leicht und bald der giftige Mehlthau verheerender Nationallaster verdirbt. Wer kennt sie nicht diese genuinen Sprößlinge der edlen Sitteneinfalt, die unter dem Namen der Häuslichkeit, Nüchternheit, Mäßigkeit und Bescheidenheit jedem Verehrer des Schönen und Guten auch deswegen sehr willkommen sind, weil unter ihren pflegenden Händen der öffentliche Wohlstand nicht nur behütet und bewahrt bleibt, sondern immer weiter fortrückt an Umfang und Fülle.

Und wer kann den wohlthätigen Einfluß der Sitteneinfalt auf den körperlichen Sanitätszustand

der Gesammtheit noch mißkennen. Wer weiß nicht, wie sehr derselbe beeinträchtiget wird, sobald sie gleichsam mit unwiderstehlicher Gewalt zum Taumelkelch des Luxus fortgezogen, das darin enthaltene schleichende Gift mit gierigen Zügen einschlürft. Wir sehen ja bereits mit eigenen wehmüthigen Augen die großen Zerrüttungen, die er auf dem vorhin so florisanten Gebiete der menschlichen Gesundheit anrichtet. Die Kränklichkeit und das Siechthum wird immer einheimischer sowohl in den Strohhütten der Armen als in den Pallästen der Reichen. Menschen vom Greisenalter werden mit jedem Tage mehr eine seltene, Jünglinge hingegen mit hinwelkender Gesundheit und allen Kennzeichen des Greisenalters immer mehr eine gewöhnliche Erscheinung. Seitdem der Luxus einen breiten, festen Fuß in Deutschland gefaßt, hat das körperliche wie das moralische Elend stets mehr Terrain an sich gerissen, und die Blinden, Lahmen und Krüppel, so wie die Myopse und Kahlköpfe bilden immer größere Gruppen. Neue, sogenannte Modekrankheiten wachsen aus dem Schlamme moderner Immoralität gleich giftigen Pilsen hervor, und sind die lauten Zeugen von der großen Leibesnoth, die unsere Generation drückt. Allein, um so wünschenswerther ist

die baldige Rückkehr der so leichtfertig und unbedachtsam verabschiedeten Sitteneinfalt, und zwar nicht blos deswegen, weil sie durch weise Beschränkung des Luxus gerade solche moralische Gebrechen verhütet, die den Stoff oder Samen vieler körperlichen Uebel und Krankheiten in sich bewahren; sondern weil sie zugleich die schon beregten Tugenden herbeyführt, die sich als ein wahrer Stärkungsbalsam der physischen Gesundheit des Menschen bewähren. Das nicht gemeine Verdienst, das sich diese Tugend eben dadurch um den Staat erwirbt, leuchtet in die Augen. Denn abgesehen davon, daß ein schwammiges, entnervtes Volk im Drange des Kriegs nur eine schwache Barriere gegen den anstürmenden Feind bildet, wie man aus der Geschichte der Milesier und Sybariten weiß: so kann man auch in der Zeitperiode des Friedens von der Kraftäusserung eines solchen Volks ohnmöglich den Ertrag erwarten, als von demjenigen, das sich von der Natur mit einem beträchtlichen Maaße von Körperkraft ausgestattet sieht. Ueberhaupt ist das nationale Sinnenorgan, leicht begreiflich, ein viel zu wichtiger Staatsfond, der durch die Nationalerziehung eine ungleich größere Berücksichtigung verdient, als zu geschehen pflegt,

zumal in unserm Zeitalter, wo er durch die verderbliche Influenza des Luxus zur großen Beeinträchtigung des Gemeinwohls immer sichtbarer in Abnahme geräth.

Es läß sich leicht denken, daß die edle Simplicität in der Lebensweise eben deswegen an dem Gemeingeist einen wahren Pflegvater finden werde, weil unter ihren milden Einflüssen die physische Nationalkraft bis zum schönsten Flore fortschreitet. Allein eben deswegen weil sie seine Interessen zu den ihrigen macht, so erblickt man Beyde nicht nur stets in dem einträchtigsten Wechselverkehre, sondern so unauflöslich mit einander verschlungen, daß sie gewöhnlich zugleich mit einander erscheinen und verschwinden. Denn, wo Gemeingeist waltet, da erblickt man auch zur Unterstützung des Vaterlands Entbehrung, Resignation und Aufopferung; wo diese hingegen hervortreten, da ist auch der Gemeingeist nicht ferne. Daher erschien dieser in Athen und Rom nie in größerer Herrlichkeit, als in der Zeitperiode der Sitteneinfalt, in welcher er gleichsam an ihrer Seite und unter ihrem Beystande eigentlich seine Meisterrolle spielte, und den Staat zu einer ungemeinen Größe und Macht emporhob, was vornemlich daher kam, weil sich die

Nation — sein Organ — mittelst dieser Tugend bey guter Kraft und bey gutem Muthe erhalten sah'. Doch, kaum verschwand die edle Simplicität von dem classischen Boden dieser Staaten, so verlor sich auch der Gemeingeist darin, und die Sonne des Heils leuchtete ihnen nicht mehr. O Germanen, meine Brüder, entwindet euch den verächtlichen Fesseln der Verweichlichung, damit nicht ihr schleichendes Gift die Kraft eures Geistes und Leibes verwüste! Kehret wieder zurück zu dem Heerde der Sitteneinfalt, und der Gemeingeist wird euch dann zu Werken und Thaten ermächtigen, wie man sie nur von den Söhnen unseres unsterblichen Hermann's erwarten kann!

Mit geräuschloser, unermüdlicher Thätigkeit arbeitet demnach der Gemeingeist im Schooße des Friedens an seinem großen Gegenstande, dem Gemeinwesen, dem er negativ und positiv die möglichste Intension anzueignen strebt. In jener Hinsicht durch sorgfältige Beseitigung Alles dessen, was seine Interessen beeinträchtigen kann; in dieser hingegen, durch das Ergreifen solcher Mittel und Wege, wodurch und worauf der Staatskörper am Sichersten einer immer größern Stahlkraft entgegen strebt.

strebt. Unmittelbar gedeihen die moralischen Staatskräfte unter seinen hülfreichen Händen zum bessern Fortschritte, und läutern sich von den anklebenden Schlacken des Irrwahns und der Untugend, welche Beyde dem Gemeinbesten gleich sehr Abbruch thun. Mittelbar schreiten die physischen unter seiner Aufsicht an Veredlung und Vervielfältigung weiter vorwärts, indem sie sich unter die Vormundschaft von jener gestellt sehen, welche durch seinen Einfluß zu diesem wichtigen Geschäfte vorbereitet werden. Und wie ungemein ergiebig muß nicht der Ertrag seiner stäten, geräuschlosen Thätigkeit unter den Auspicien des Friedens seyn, da er alle Mitgenossen des Gemeinwesens für den Staatszweck zu interessiren, in dieser Absicht ihre Kraft und Thätigkeit in Anspruch zu nehmen weiß. Diese Zeitperiode ist der segenvollen Wirksamkeit des Gemeingeistes ungleich angemessener, als die des Kriegs, und zwar deswegen, weil sie mit der Natur und Bestimmung des Menschen in weit schönerem Vereine steht, als die stürmische, drangvolle Kriegszeit. Diese versetzt ihre Interessenten gewöhnlich in einen unnatürlichen, höchst leidenschaftlichen oder exaltirten Zustand, und treibt sie bisweilen bis zur Raserey,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

so wie sie das Vaterland zur Brandstätte und Blutbühne weiht, wo sich alle Greuel der Verwüstung begegnen. Allein, unter dem sanften Fächeln des Friedensgenius, wo die nationale Betriebsamkeit keine Störung oder Beeinträchtigung fürchten darf, und unsere vaterländischen Gefielde zu anmuthigen Blumen- oder Segensfluren sich erheben, kann das große, edelmüthige Werk des Gemeingeistes weit glücklicher seiner Vollendung entgegen reifen. Daher erscheint auch Asträas goldnes Jahrhundert — dieses bezaubernde Ideal menschlicher Glückseeligkeit im gesellschaftlichen Vereine — jederzeit als ein Friedensreich in der Tradition oder in den classischen Werken der Alten.

Im Kriege befindet sich der Gemeingeist gleichsam auf der Folter in der größten Spannung und Anstrengung. Das düstere Gewittergewölke, das in dieser schwülen Zeit furchtbar gegen das Vaterland, sein geliebtes Schoßkind, heranzieht, welches unter seinen pflegenden Händen beym milden Sonnenscheine des Friedens in immer schönerer Kraftfülle hervortrat, setzt sein Herz in große Beklemmung, und er eben dadurch den ganzen Staatskörper in eine so große Bewegung und Wallung, daß er einem

Vulkane ähnlich wird. Entladet sich dieser unter dem furchtbarsten Getöse seines Feuerstoffs, und findet Jeder bey zu großer Annäherung durch seine gewaltigen Explosionen Tod und Verderben — unter ähnlichen fürchterlichen Ausbrüchen entledigt sich auch jener seines elektrischen Feuers zum Untergange der andringenden Feinde, und bildet eine Schutzwehr, woran sich die schäumenden Wogen ihrer Wuth gewöhnlich wie an einer Felsenwand vergebens brechen. Der Krieg ist daher eigentlich die wahre Feuerprobe für den Gemeingeist, der ihn zu einer Kraftäusserung fortreißt, wozu ihm in der Friedensperiode der Impuls gebricht. Die schönste Seite, die der Menschenfreund am Kriege aufzufassen, und bey deren Anblicke er einigermaaßen das Ungemach zu vergessen vermag, womit er die Menschheit gleichsam besteuert, entfaltet sich unstreitig dadurch, daß er aus seinen Stürmen und Verwüstungen den Gemeingeist in seiner glorwürdigsten Thatenfülle hervorstrahlen sieht. Ich werde nun dem verehrten Publikum aus dem Archive der alten Geschichte einige der herrlichsten Früchte des Gemeingeistes, jedoch wohl bedächtlich mit frugaler Hand zum Genusse darbieten, die je auf dem classischen Boden des Alterthums

unter den Stürmen des Kriegs zur Reife gediehen sind.

Ohne die Invasionen der Perser hätte es wahrscheinlich den Griechen an dem erforderlichen Triebrade gefehlt, ihren Gemeingeist in einem solchen Strahlenglanze vor den Augen der Welt hervortreten zu lassen, und sich eben dadurch zu einer so hohen Stufe der Größe und Macht aufzuschwingen. Denn, da Griechenland von des Darius und Xerxes Armeen in der günstigen Zeitperiode überschwemmt wurde, wo der Gemeingeist in seiner schönsten Blüthenfülle prangte, und ausserdem an der Sitteneinfalt eine treffliche Pflegerin fand: so konnte er um so eher eine Elasticität entwickeln, die für die Perser eine ganz neue, unbegreifliche Erscheinung war, und wodurch Griechenland gerettet blieb. Doch abgesehen von Marathon; Platea, Salamis und allen übrigen topographischen Punkten des berühmten Landes, wo der Hellenistische Gemeingeist in der Glorie als Erreter des Vaterlands auftrat, wende ich meinen Blick einzig auf Thermopylen *), und zwar

*) Der Engpaß Thermopylä zwischen der Landschaft Locris und Thessalien gelegen, zog sich vom Dorfe

hauptsächlich deswegen, weil er fast nirgends in der Welt in einem edlern Heroismus sich ausprägte, und dem non plus ultra so nahe kam. Da indessen bey diesem Abschnitte von den Wirkungen des

---

Alpenus bis in die Gegend des Flusses Asopus fort, in einer Länge von Süden gegen Norden von ohngefähr acht und vierzig Stadien oder anderthalb Stunden. Er entlehnte seinen Namen nach dem Herodot VII. von θερμὸς warm und πύλη d. h. Thor, Eingang, Paß, weil warme Bäder in seinem Gebiete lagen. Die Natur entfaltete hier eine Furcht und Schauder erregende Majestät. Das hohe felsenreiche Waldgebürge des Oeta lehnte sich hart an die Westseite des Passes, und die schäumenden Wogen des stürmischen Malischen Meerbusens, bespülten ihn dermaaßen von Osten her, daß er an mancher Stelle durch Moräste nicht selten unzugänglich wurde. Dabey war seine Breite nordwärts bey der Mauer der Phokäer und südwärts zwischen dem Stein des Herkules Melampygus und dem erwähnten Dorfe Alpenus so enge begrenzt, daß nur Ein Wagen Raum hatte. Beym Flecken Anthela erweiterte sich das Defilee in eine angenehme Ebene, auf welcher ein anmuthiger Hügel sich erhob mit dem Tempel der Göttin Ceres in dessen Nähe, worin die unter dem Namen der Amphyktionen bekannte Nationalversammlung der Griechen des Jahrs einmal zusammentrat. Hier nun bey Anthela postirte Leonidas den größten Theil seiner Truppen, und wurde in dessen Nähe begraben.

Gemeingeistes die Rede ist, so werde ich auch einzig bey diesem Gesichtspunkte verweilen, zumal, da bereits oben bey schicklicher Veranlassung andere interessirende Standpunkte keineswegs übersehen worden sind, die sich dem Beobachter dessen, was einst bey Thermopylen geschah', gleichsam von selbst aufdringen. — Bevor Persiens Monarch den Gemeingeist der Griechen allda auf seine Kosten näher kennen lernte, bekam er auf folgende Art einen Vorschmack. Xerxes fragte nämlich den König Demarat, der einige Jahre vorher aus Lacedämon vertrieben, an dem Hofe von Susa ein Asyl fand, ob die Griechen bey dem Anblicke seiner Macht *) ihm noch Widerstand

*) Die Heeresmacht, womit Xerxes Griechenland überschwemmte, wird auf 1700000 Mann zu Fuß nebst 80000 Pferden berechnet, wovon die erste nach Thessalien hineinströmende Kolonne die Ebene von Trachinium mit ihren Zelten bedeckte, als Leonidas bey Thermopylen kaum Posto gefaßt hatte. Dabey wird bemerkt, daß bey den Griechischen Geschichtsschreibern in der quantitativen Bestimmung seines Truppenkorps eine ziemliche Divergenz obwaltet. Herodot berechnet es auf 5200, Diodor auf 7400, und Pausanias auf 11200 Köpfe. Ohne zur Berichtigung dieser verschiedenen Angaben in eine weitere Discussion einzugehen, was im Grunde ein sehr undankbares Bemühen wäre, steht nach meinem Dafürhalten Diodors Meynung der historischen Wahrheit am Nächsten zur Seite.

leisten würden. Der Spartaner entgegnete unter Andern: die Idee der Knechtschaft ist für sie empörend, sie werden daher auch bey noch so geringer Anzahl ganz ohnfehlbar zur Gegenwehr gegen dich auftreten und sagen: Hier ist der Feind unserer Freyheit! Ihr sollt ihn nicht zählen, ihr müßt ihn besiegen oder sterben! Allein, vorher noch, als Xerxes mit der Zurüstung zum Kriege beschäftigt war, hatten zwey Lacedämonier — Sperthias und Bulis — Audienz bey ihm, wobey sie ihm standhaft die Kniebeugung verweigerten. König der Meder, war ihre Anrede, die Lacedämonier sind den Persern Genugthuung schuldig, indem sie vor einigen Jahren die Gesandten des Darius erwürgten! Wir bieten nun unsere Köpfe züm Söhnopfer dar! Xerxes, überrascht durch ihre heroische Großmuth, gab ihnen die wahrhaft königliche Antwort, wodurch er sich gewissermaaßen selbst übertraf: Gehet hin und saget den Lacedämoniern, daß ich nicht wie sie das Völkerrecht verletzen kann, und daß ich keineswegs durch euren Tod das Verbrechen versöhnen werde, womit sie sich befleckten.

Nun einige Züge, wie sich der Gemeingeist der Griechen bey dem mehrmals beregten Engpaß in seiner

Kraft und Herrlichkeit durch Wort und That aussprach. Kaum hatten sie hier festen Fuß gefaßt, so erschien ein Persischer Reuter, um zu recognosciren. Ihr Vortrab bestand an diesem Tage aus Spartiaten, deren Einige mit gymnastischen Uebungen, Andere mit der Dressur ihrer Haare beschäftigt — denn die Sorge für ihren Kopfschmuck gieng stets dem Handgemenge voran — dem Reuter wenig Aufmerksamkeit schenkten, vielmehr ihn gar nicht zu bemerken schienen. Und als der König erstaunt über die Gemüthsruhe der Griechen, folgenden lakonischen Brief an den Leonidas schrieb: Gieb mir deine Waffen! Gab dieser die Replik: Komm, und hole sie! Xerxes vom Zorn überwältigt, ertheilte sogleich den Medern und Cißiern die Ordre zum Angriffe mit dem Befehle, diese Menschen ohne weiters lebendig gefangen zu nehmen, und sie vor ihn zu führen. Bey dieser Gelegenheit rapportirten einige Soldaten dem Leonidas die Annäherung der Perser. Saget vielmehr, war seine Antwort, daß wir nahe bey ihnen sind! Bevor dieser Held den Feind in seinem Lager angriff, wollte er zwey durch Verwandtschaft und Freundschaft mit ihm enge verbundene Lacedämonier mit geheimen Aufträgen nach Sparta zurück

senden; allein, entschlossen antworteten sie ihm: Wir sind nicht hier, um Botenträger abzugeben, sondern zu streiten, und sogleich stellten sie sich in Reih' und Glied. Eben so muthvoll antwortete der Spartiate Dienoces einem Trachinier, der zu den Griechen sagte — um eine hohe Idee von den Streitkräften der Perser in ihnen anzuregen — sie würden mit der Menge ihrer Pfeile die Sonne verdunkeln: desto besser, wir werden dann im Schatten fechten.

Der Gemeingeist der Griechen rechtfertigte durch die That diese Energie seiner Sprache. Denn nicht genug, daß Leonidas die in dichten Massen anstürmenden Perser wiederholt vor sich niederwarf, und selbst unter dem nachrückenden Elitencorps, den sogenannten Unsterblichen, ein fürchterliches Blutbad anrichtete, drang er auf die Nachricht, daß Hydarnes unter der Leitung des verrätherischen Epyaltes den Gebirgspaß gewonnen habe, und nun seinen Rücken bedrohe, in der schwarzen Mitternachtstunde mit seinen Tapfern wie ein rasender Herkules und wüthender Roland in das Lager der Perser. Der panische Schrecken zog vor ihm her, und bemeisterte sich selbst des Xerxes, der in der

Flucht seine Rettung suchte. Vom Geiste der Verwirrung ergriffen, stürzten die Perser im Schlachtgedränge in ihre eigene Waffen, und Einer kam durch die Hand des Andern um, kurz, es fielen Tausende, ja Legionen, bis Leonidas mit seinen kleinen Haufen sank. Auf die Nachricht, daß die Perser vom Gebirge herab in das Defilee eingedrungen seyen, ergriff ein Spartaner, dem ein Augenübel wider seinen Willen in dem Flecken Alzeuus fest hielt, sogleich die Waffen, und ließ sich von seinem Sclaven den Feind zeigen, greift ihn auf gut Glück an, und erhält, was er wünscht — den Tod. — Auf ähnliche Weise hat Jacques dü Chastel, Bischof von Soissons, dieses Erdenrund quittirt, was ich bey diesem Berührungspunkte und hauptsächlich pour la Rareté du fait nicht wohl verschweigen kann. Als der fromme Mann nämlich sah', daß Ludwig der Heilige das gelobte Land, statt sich allda zu behaupten, mit seiner Armee wieder verlassen wolle, so war er fest entschlossen, lieber die Reise in das himmlische Paradies, als unverrichteter Sache in die Heimat anzutreten. Er wandelte daher nach genommenem Abschiede von seinen Freunden, im Angesichte Aller ganz allein mit Wehr und

Waffen dem feindlichen Heere und dadurch seinem unvermeidlichen Tode entgegen.

Ein solcher Gemeingeist, wie er sich bey Thermopylen entwickelte, konnte natürlicher Weise nicht fruchtlos verdampfen; er bot vielmehr dem Vaterlande zur Zeit der Noth die trefflichsten Früchte zur Stärkung dar. Abgesehen indessen davon, daß durch die Stahlkraft dieses Gemeingeistes das persische Heer beträchtlich geschwächt, und ihm lange das weitere Vordringen verwehrt wurde, wodurch die Griechen Zeit zu ihren Zurüstungen gewannen: o concentrit sich ohnfehlbar der Hauptgewinn darin, daß sich auf der einen Seite der Muth der Perser brach durch die in ihnen dadurch erweckte hohe Idee von der Tapferkeit der Hellenen; diese hingegen auf der Andern ihren Muth gewaltig angefacht, und die Hoffnung zur Besiegung jener ungemein genährt sahen. Mit einem Worte, die Aufopferung des Leonidas und seiner Waffengefährten brachte Griechenland mehr Heil, als ein glänzender Sieg; denn sie lernten dadurch ihre Stärke kennen, die Perser dagegen ihre Schwäche. Die bey Thermopylen gefallenen Helden waren von nun an das Vorbild der Griechen, wodurch sie sich zur Vaterlands-

liebe erwärmt fühlten, und ihre Seele einen höhern Schwung, die Begeisterung zu großen Werken und Thaten erhielt. Solche Zeitperioden sind zur Herbeyführung merkwürdiger Ereignisse geeignet. Unter ihrer Begünstigung zerbrechen Nationen ihre Sclavenketten, oder verhindern den Feind an dem Schmieden derselben. Auch für euren Gemeingeist Deutsche Brüder, möge Thermopylä eine Pflanzschule werden, und dann bäume sich ganz Gallien gegen Germanien auf — unsere Freiheit wird gerettet bleiben.

Auch war das alte Latium für den Gemeingeist in einer gewissen Zeitperiode ein wahres gelobtes Land, wo er mit Lust und Liebe verweilend, zur Zeit der Noth und Gefahr in großer Segenskraft erschien, und dem Staate zum wahren Palladium diente. Allein, da Rom frühzeitig dem Eroberungssystem huldigend, nur durch Gründung des ungeheuersten Weltreichs, das je auf Erden bestand, seinen brennenden Länderdurst zu befriedigen vermogte: so hat er hier nicht wie dort so langes Leben, sondern verlor sich nur zu bald in den kahlen und schalen Egoismus, unter dessen Händen der Staatskörper seines Safts und Marks allmählig beraubt,

gleich einem entnervten Siegling dahin welkt. Nein, der Gemeingeist verträgt sich nicht mit der Eroberungssucht, und überhaupt mit keiner moralischen Sucht; denn, er ist die edle Frucht der Humanität, der Sprößling eines gesunden Verstandes und unverdorbenen Herzens, da hingegen alles, was Sucht heißt, dem Gebiethe der Pathologie angehört, sich als Erscheinung eines kränklichen Geistes oder Leibes ankündigt. Laßt den Fahnen eines Eroberungssüchtigen Hundert tausende folgen, sie werden entweder durch äussern Zwang mit dem Sclavenjoche auf dem Nacken fortgetrieben, oder von Partey und Ehrgeiz oder einer andern unmoralischen Triebfeder geleitet, und ihre noch so glänzenden Eroberungen werden wie bey den Römern bald der Vergänglichkeit unterliegen. Nein, der Thron des Erobeerers, der die Ungerechtigkeit zur Basis und die Furcht zum Beschützer hat, zerfällt nach dem Atteste der Geschichtsmuse bey Stürmen des Kriegs oder der Empörung leicht in seine Trümmer. Die Zeitperiode, wo das stolze Rom auf seiner Siegesbahn mit den gefangenen Königen des Orients an seinem Triumphwagen majestätisch einher schritt, und fast alles, was Odem hatte, sich unter seinem Despotismus beugte,

verräth sich dessen ungeachtet nicht als diejenige, wo man den Gemeingeist in seiner erfreulichsten Offenbarung erblickt. Denn schon damals und noch vorhin, als Julius Cäsar seine Trophäen auf den Ruinen der Republik pflanzte, fand der Gemeingeist im Drange der allgemeinen Noth nur noch bey einzelnen wenigen Patrioten eine Freystätte, und zugleich das Ende seiner Laufbahn. Seine letzte Kraftäusserung spiegelt sich an der Verschwörung gegen den * st beregten Diktator. Die patriotischen Regungen und Bewegungen des Cicero hingegen — was sind sie anders, als die unverkennbarsten Symptome seiner Entkräftung — das Vorspiel seiner gänzlichen Auflösung. Und wer erblickt an dem Lebensende des jüngern Cato und des Marcus Brutus nicht das ausdruckvolle Gepräge seines Kampfes mit der Verzweiflung. An den Thron der Kaiser lagerte sich statt seiner die Schmeicheley, und unter dem Tiber, Caligula, Nero und Consorten wurde der Patriot als Staatsverbrecher und der Gemeingeist als Contrebande behandelt, wie unter Andern aus der Lebensgeschichte des Scribonianus, des Cecina Pätus und des Thrasea Pätus hervorgeht.

Die schönste Blüthenzeit des römischen Gemeingeistes fällt nach Cicero's Zeugniß *) in die Zeitperiode des zweyten punischen Kriegs, der von 536 — 550 nach Erbauung der Stadt einen Zeitraum von vierzehn Jahren begreift. Hier schwebte Rom am Scheidewege des Lebens und des Todes, und weit entfernt an Eroberungen zu denken, war seine Rettung selbst äusserst problematisch. Hannibal führte eigentlich den Gemeingeist der Römer in das Fegfeuer der Prüfung, worin er zum Erstaunen des Afrikaners die herrlichste Gediegenheit gewann. Denn nie erschien der ehrwürdige Senat mehr in einer Ehrfurcht erweckenden Seelengröße, als bey dem

---

*) De offic. L. III, C. II. Plena exemplorum est nostra respublica, cum saepe, *tum maxime bello Punico Secundo*: quae Cannensi calamitate accepta, majores animos habuit, quam unquam rebus secundis. Nulla timoris significatio, nulla mentio pacis.

Und an einer andern Stelle: Eos — die vom Hannibal gefangenen Römer — Senatus non censuit redimendos, cum id parva pecunia fieri posset: ut esset insitum militibus nostris aut vincere aut mori. Qua quidem re audita, fractum animum Hannibalis scripsit idem, quod Senatus Populus Romanus rebus afflictis tam excelso animo fuisset.

düstern Rufe: Hannibal ist vor den Thoren! Nie durchdrang das Feuer des Gemeingeistes so gewaltig Aller Herzen, und nie betraten mit solchem Muthe die Legionen das Schlachtfeld, als in dieser gefahrvollen Periode. Allein, damals war auch die Nation noch nicht demoralisirt, die Furcht vor den Göttern, die Heiligkeit des Eides und der Abscheu gegen schändliche Erwerbmittel war noch eben so groß als allgemein." Ich halte daher diesen Zeitpunkt — sagt der seel. Meiners*) — für die glänzendste Periode des menschlichen Geschlechts, und dessen Geschichte für das größte und entzückendste Schauspiel menschlicher Tugenden, dergleichen die Jahrbücher keines andern Staats aufzuweisen im Stande sind. Wenn man dieses Schauspiel genossen hat; so muß man, ist man anders nicht ganz gegen alle Vortrefflichkeiten unserer Natur unempfindlich, und darf das, was ich so eben sagen will, von irgend einem Volke gesagt werden; so muß man fast bekennen, daß es Rom verdiente, die Königin der Erde zu seyn."

---

*) Meiners Geschichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfassung der Römer. Leipzig bey Weidmanns Erben. 1782 in 8, Seite 168.

Ueberhaupt ist und bleibt der Gemeingeist das festeste Bindungsmittel alles gesellschaftlichen Vereins, ohne dessen Einfluß die gesellschaftlichen Bande stets lockerer werden, und allmählig aus ihren Fugen treten. Das Gedeihen und der Bestand desselben beruht einzig auf der Herbeyführung des ihm zu Grunde liegenden Zwecks. Denn, wenn dieser und so lange er beeinträchtigt wird, wandelt ein solcher Verein mit raschen Schritten seiner Auflösung entgegen. Allein, nichts tritt diesem so nachtheilig im Wege, als der Mangel an Eintracht unter den Gesellschaftsgliedern. Denn herrscht im gesellschaftlichen Kreise kein Gemeingeist; so wird er durch Merkmale des Mißtrauens, der Kleinmeisterey und Egoisterey gewöhnlich äusserst mißbehaglich. So wie überhaupt die Harmonie dem Universum als dessen festestes Band Beydes, Gedeihen und Bestand im möglichsten Grade sichert, so daß es in herrlicher Vollendung als das bewundernswürdigste Meisterwerk vor unsern Augen erscheint, und Alles, was darin lebet und webet, erfreut und beglückt — nicht minder muß ihr Geist, den wir Gemeingeist nennen, in jeder gesellschaftlichen Sphäre abstrahlen, wenn nicht durch unser eigenes Verschulden allda Störungen oder mancherley

Inconvenienzen eintreten, und wir weit hinter der Natur, unserm Lehrmuster zurück bleiben sollen. Daher die erfreuliche Erfahrung, daß, wo und so lange sich der Gemeingeist als die Seele einer Korporation behauptet, sie rasch ihrem bezielten Zwecke entgegen rückt. Daher die Eminenz solcher Staaten, und die Behauptung ihrer Integrität selbst in den gefahrvollsten Crisen, die ihn im Schooße tragen und aufpflegen.

Dritter Abschnitt.

Ideen über die Entstehung und Pflege des Gemeingeistes.

Im ganzen Universum offenbart sich die Naturanlage zum Gemeingeiste. Die Harmonie der Spähren — bezeichnet sie nicht den einträchtigen Wechselverkehr der Himmelskörper, wodurch sie zu ihrem eigenen Gedeihen wohlthätig aufeinander wirken, und gemeinschaftlich einander unterstützen. Es ist daher leicht vermuthlich, daß dem Menschen um so weniger die Naturanlage zum Gemeingeiste versagt seyn werde, als sich in seinem Innern und Aeussern Kräfte, Triebe und Bedürfnisse ankündigen, wovon ohne seine hülfreiche Hand weder jene ihrer Ausbildung noch diese ihrer Befriedigung froh entgegen sehen können. Ueberhaupt ist der Organismus der menschlichen Natur zu sichtbar auf das gesellschaftliche Leben angelegt und berechnet, als daß es nicht im schönsten Vereine mit unserer Bestimmung erscheinen sollte. Dies springt nicht mehr in die Augen, als wenn man eine Parallele zwischen diesem und dem Anachoreten Leben zieht, das mit jenem wie Licht und Schatten kontrastirt. Letzteres, ge-

wöhnlich ein Gewebe der lächerlichsten Bizarrerieen, hindert den Menschen eben so sehr an dem Anbaue als an dem Gebrauche seiner höhern Anlagen, verwandelt seinen Humanismus in Misanthropie, und läßt ihn insgemein zum Schwärmer oder Träumer herabsinken. Kurz, der Mensch entbehrt mindestens durch seine vorsetzliche Absonderung vom gesellschaftlichen Verkehre, aus Mangel an Berührung Anderer und Reibung seiner Kräfte die ihm so nothwendige allseitige Bildung und Gestaltung. Und es ist immer ein großes Glück, wenn man bey der Wiederkehr aus der menschenleeren Einöde oder aus der Einsiedler-Klause sich noch des Besitzes seines moralischen Kopfes erfreuen darf. Denn weder die Eine noch die Andere ist eine fruchtbare Aue für praktische Weisheit und gesellschaftliche Tugend. Im bürgerlichen Leben hingegen findet der Mensch hundertfältige Veranlaßung zur Entwickelung und Vervollkommnung seiner innern Anlagen. Die rege Menschenwelt um ihn her, mit welcher er in Berührung oder im Verkehre steht, ihre Weisheit und Thorheit, ihre Tugend und Untugend, ihr gutes oder böses Geschick, nimmt, leicht abzusehen, seine Persönlichkeit mit allen damit verknüpften Kräften

und Trieben in Anspruch, und führt ihn auf dem sichersten Wege einer allseitigen Ausbildung entgegen. Sie ist und bleibet besonders dadurch die beste Pflanzschule für Geist und Herz, weil sie ihren Unterricht durch eine eben so große Mannigfaltigkeit als Reichhaltigkeit ihrer Beyspiele um so anschaulicher und eingreifender macht.

Allein, ohne Gemeingeist würde selbst das bürgerliche Leben der menschlichen Cultur nur ein unwirthbares Areal darbieten. Denn, je weniger sein stärkendes, wohlthätiges Wehen im Staate fühlbar wird, desto sicherer findet darin der engherzige Egoismus eine Herberge, der gleich einem unverschämten Schmarotzer oder Schuldner auf Kosten des Staats schwelgt und sich mit seinem Marke mästet, ohne je auf Wiedererstattung Bedacht zu nehmen. Nein, in den Kreisen, worin der herzlose Egoismus sein misanthropisches Spiel treibt, gebricht dem hülfsbedürftigen Menschen der nothwendige Beystand, die hülfreiche Hand, die ihn auf dem mühseligen Pfad der Selbstveredlung liebreich fortleitet. Der das edle Culturwerk so sehr begünstigende freye Verkehr des Geistes und Herzens geht in jedem Staate zu Grabe, wo die Eigensucht im Purpurgewande

oder mit dem Diadem auf dem Haupte prangt. Jede freye Aeusserung oder Meinung, die ihren Interessen nur einigermaßen nahe zu treten scheint, wird gleichsam als Contrebande betrachtet, und kann blos auf dem Wege der Smuggeley oder des Schleichhandels in Cirkulation kommen. Ueberhaupt sehen sich beyde, der Humanismus nebst der Nationalerleuchtung so lange beeinträchtigt oder gar verdrängt, bis der Gemeingeist sein Haupt emporhebt und mit seinem lebendigen Odem den Staatskörper samt seinen Gliedern durchdringt. Denn, da er als Antipode des Egoismus eine diesem gerade entgegengesetzte Richtung nimmt, und die von jenem verachteten, niedergetretenen heiligen Interessen der Menschheit respektirt: so legt er dem menschlichen Geiste und Gewissen nicht nur keine Fesseln an, sondern erleichtert ihm ausserdem sein Streben nach Wahrheit und Weisheit, und zwar sowohl durch Herbeyführung der nothwendigen Bildungsmittel, als durch Begünstigung eines freyen Verkehrs der Gedanken und Meinungen. Kurz, mit ihm und durch ihn erhebt sich die Menschheit von der Verfinsterung zur Erleuchtung, von der Untugend zur Tugend, und schreitet in jeder Hinsicht weiter und weiter zum Beßern fort.

Indessen leuchtet es in die Seele, daß der Gemeingeist nie beßer gedeihen oder im schönern Blüthenstande hervortreten kann, als in christlichen Staaten, wo man den Geist des Herrn ausgegossen sieht, über die Gemeine und ihre Repräsentanten, zumal, da das Christenthum selbst als die köstlichste Frucht des Gemeingeistes erscheint. Denn Jesu und seiner Jüngerschaft hätte ohne von ihm begeistert gewesen zu seyn, bey so mißgünstiger Constellation ohnmöglich ihr segenvolles Werk gelingen, sie bey so unüberwindlichen Schwierigkeiten den edlen Zweck ihres Vereins keineswegs so glücklich herbeyführen können. Oder hätte diese neugeborne Kirche, die keinen König und Kaiser zum Protektor, wohl aber zu unversöhnlichen Feinden hatte, unter den gewaltigen Stürmen der blutigsten Verfolgungen ohne den Beystand des Gemeingeistes sich wohl behauptet, und immer tiefere Wurzel geschlagen? Nur dadurch, daß sich die Glieder derselben von ihm beseelt, so fest an die gute Sache Jesu anschlossen, erstarkten sie in der Verfolgung zum wahren Felsen dieser Kirche, woran sich die schäumende Wuth des Antagonismus vergeblich brach.

Eben so verräth deutlich genug die innere Oeko-

nomie dieser göttlichen Anstalt, daß sie ganz vorzüglich auf Belebung und Verbreitung des Gemeinsinns berechnet sey. Denn wer weiß nicht, daß der ehrwürdige Stifter die Gemeinliebe zur Basis oder zum Centralpunkte seiner Lehrsätze und Maximen machte, von welchem sie gleich milden, erquickenden Lichtstrahlen ausgehen und wieder zurücke kehren. Hat er nicht gleichfalls alle Gemüthsneigungen, die wie verderbliches Unkraut seiner Kardinaltugend das Terrain zur Beeinträchtigung ihres Gedeihens verkümmern, unter die Categorie der Untugenden gestellt, und sie durch Verpönung vom menschlichen Herzen wegzudrängen gesucht? Wie viele Stellen bietet uns das Evangelium Jesu dar, aus welchem das Bestreben des göttlichen Weisen hervorleuchtet, seine Gemeine mit dem Bande der Eintracht und Liebe zu umschlingen, und sie eben dadurch einer höhern Glückseligkeit entgegen zu führen. Ganz seinen Geist athmet die Paränese seines Apostels an die Gemeine zu Philippen: Machet meine Freude vollkommen — seyd eines Sinnes, habet gleiche Liebe, seyd einmüthig und einträchtig.*) Das bekannte Bild der christlichen

---

*) Pauli Brief an die Philipper. C. II v. 2.

Kirche — Ein Körper, an welchem Jesus Christus das Haupt repräsentirt, und wobey alle Glieder in einander greifen und sich zum Gedeihen des Ganzen gegenseitig unterstützen — ist es nicht zugleich das treffendste Bild vom Gemeingeiste?.

Ingleichen sollen auch die beyden kirchlichen Ritus — Taufe und Abendmal den Gemeinsinn symbolisiren und stärken. Jener ist für den Täufling der Huldigungsakt einer Religion, der Glaube, Liebe, Hoffnung zum Hauptsymbole ihrer Confession macht; die feyerliche Einweihung in den Schooß einer Kirche, die ihre Genossenschaft in ein friedliches, harmonisches Verkehr zu setzen, und ihre eigene Fortdauer auf das enge Verband ihrer Glieder durch Eintracht und Liebe zu gründen sucht. — Dieselbe Tendenz verräth sich unverkennbarauch an der Charistie des Herrn, bey deren Feyer äussere Verhältnisse, bürgerliche Abstufungen nebst allen damit verknüpften Auszeichnungen verschwinden, und die christlichen Glaubensgenossen vom edlen Gemeinsinne belebt, sich als eine verbrüderte Sodalität betrachten sollen, die sich der Absicht ihres Meisters gemäß, durch den Genuß des Abend-

mals um so mehr zur Humanität und Moralität verpflichtet fühlt.*

Das Christenthum ist und bleibet daher in alle Wege die beste Bildungsschule, eine wahre Propaganda für den Gemeingeist, indem es auf der einen Seite dem Despotismus und Egoismus nebst allen moralischen Auswüchsen, welche die Interessen der Menschheit kompromittiren, mit Nachdruck begegnet; auf der andern hingegen die Gesellschaftsbande fester knüpft zwischen Gatten und Gatten, Aeltern und Kindern, Herren und Dienern, Fürsten und Unterthanen, und zur ungemeinen Begünstigung des Gemeingeistes seine kirchliche Genossenschaft zu einem Gemeinwesen bildet, wo jedes Mitglied die Verpflichtung hat, sich für das Schicksal des Andern zu interessiren, und zum Wohle des Ganzen nach Kräften beyzutragen. Man kann daher der Wahrheit gemäß,

*) Ich weiß wohl, daß die Stephanische Ansicht von der Abendmahlslehre als »Bundesmahle« von mehreren Theologen, unter Andern vom Hrn. Oberhofprediger Dr. Ammon im ersten Stücke seines theol. Journals, stark besprochen wird. Allein, auf der andern Seite wird sie von eben so berühmten Gelehrten in Schutz genommen, wie z. B. von dem Recensenten in der Hal. Literaturzeitung, und vom Hrn. Kirchenrath Dr. Paulus, der in den Heidelb.

behaupten, daß der Gemeingeist im Staate mit dem Christenthum im gleichen Grade sich erhebe und sinke, in Ab- und Zunahme komme *)

Nochmehr! der Gemeingeist, der unter dem Einfluß des Christenthums heranreift, erscheint im edelsten Gepräge vor den Augen der Welt, und zugleich in einer ungleich größern Beharrlichkeit, als derjenige, welchen man auf dem profanen Grund und Boden äusserer sinnlicher Antriebe angepflanzt sieht. Das diagnostische Merkmal, oder gleichsam das Schiboleth des Gemeingeistes, wodurch er seine Aechtheit documentirt, ist, wie bereits oben bemerkt worden, die Uneigennützigkeit. Allein, erblickt man nicht gerade darin das Hauptverdienst des Christenthums um unsere sittliche Veredlung, daß es die menschlichen Handlungen durch Reinigung ihrer Springfedern über eigennützige Rücksichten zu erheben, und ihnen ein ächt moralisches Gepräge abzugewinnen sucht? Die Pflichtgebote desselben werden

Jahrbüchern mit eben so großem Scharfsinne als nicht gemeiner Sachkenntniß in das Detail dieser Theorie eingedrungen ist.

*) Ewald hat in seinen Ideen zur Aufregung des Gemeingeistes, Berlin bey J. F. Unger 1801, gr. 8. S. 148 — 155. die mannigfaltigen nahen Beziehungen des Christenthums auf den Gemeingeist und seine Belebung lichtvoll und mit Umsicht dargestellt.

zur Sicherung ihres göttlichen Ansehens als positive Willensäusserungen der waltenden Gottheit promulgirt, und die Ehrfurcht gegen diese zum Hauptmotive ihrer Ausübung gemacht. Das Christenthum begünstigt blos einen verfeinerten, ich mögte sagen, sublimirten Eudämonismus, der über die Interessen der Eigenliebe und anderer üppiger Naturtriebe erhaben, auf eine geläuterte, veredelte Selbstliebe sich stützt, die in steter Eintracht mit den Postulaten der Moralität, einzig auf diesem heiligen Wege ihr bleibendes Heil sucht. Die Belohnungen oder frohen Hoffnungen, zu welchen es den Tugendfreund berechtigt, tragen eben so wenig das schimmernde Gepräge eines Sinnenguts, als sie überhaupt keineswegs auf die Befriedigung sinnlicher Triebe Beziehung haben. Nein, sie sind von höherer Tendenz wie der Tugendsinn des Christen selbst, und statt daher einen direkten Bezug auf unser Sinnenorgang und dessen Bedürfnisse zu haben, betreffen sie vielmehr die dasselbe beherrschende Intelligenz, und conzentriren sich in die eben so überschwengliche als unvergängliche Beseeligung derselben. Der Preis, welchen der Patriot aus der Hand des Christenthums erwarten kann — möge der ihn belebende Gemeingeist sich

immerhin bis zum Retter des Vaterlandes verherrlichen — kündigt sich hauptsächlich durch die Selbstzufriedenheit an mit dem Beginnen und Vollbringen seines edlen Werks, so wie durch das damit verknüpfte Frohgefühl, das ihm zum unversiegbaren Quell seines innern Lebens dient. In der That eine Belohnung, die sich für ihn ungleich besser eignet — soll anders sein Gemeingeist in der Würde einer Tugend erscheinen — als wenn man seine Begierde nach einem goldenen Berge, nach einer schimmernden Ehrensäule oder nach einer ähnlichen Auszeichnung unter seinem patriotischen Eifer vorwalten sieht. Bedenkt man ausserdem, daß der Weise von Nazareth, dessen Gemeingeist in dem Fegfeuer der Verfolgung in der schönsten Gediegenheit hervortrat, seiner Gemeine als Vorbild vorleuchtet, und daß sein Tugendsinn als Maaßstab und Prüfstein des ihrigen gilt, so bewährt sich auch von dieser Seite her das Christenthum als eine treffliche Bildungsanstalt für den Gemeingeist, aus welcher er als edle Frucht der Moralität hervorgeht.

Ueberhaupt gedeiht der Gemeingeist in keinem Staate besser, als wo die Gerechtigkeit und Humanität der Regierung zur Basis dient. Denn unter

den milden Einflüssen beyder Regententugenden verschwinden die Chikane, die Bestechung, der Monopoliengeist und ähnliche Staatsgebrechen; Jeder tritt in seine Rechte, in den freyen Gebrauch seiner Kräfte ein, wodurch dem Gemein- und Privatwohl eine schöne Bahn gebrochen wird. Dies giebt dem Gemeingeiste Raum und Nahrung im Gemüthe, der allda nicht tiefer wurzelt, als wenn der Mensch im Gefühle seines bürgerlichen Glücks nach dem bekannten Epiphonem: ubi bene, ibi patria, den Staat als sein Vaterland anspricht. Er ist eine Blume, die das rauhe, unwirthbare Gebiet des Despotismus verschmäht, und blos in den anmuthigen Gefielden aufblüht, wo man den Thron einer gerechten und humanen Regierung erblickt. Allein, auch hier greift das Christenthum wohlthätig ein, um das Band zwischen dem Regenten und Volk unauflöslich zu knüpfen, indem es Beyden solche Pflichten an das Herz legt, durch deren Beobachtung ein gegenseitiges Vertrauen und eine darauf gegründete permanente Wohlfahrt gewonnen wird. Das Evangelium Jesu ist der trefflichste Fürstenspiegel, worin der Despotismus in einer abschreckenden, der Humanismus hingegen in der liebenswürdigsten

Gestalt als unentbehrliche Regententugend erscheint. Es läßt den Fürsten in das Verhältniß eines guten Volkshirten treten, und gründet darauf den Ruhm und Segen seiner Regierung. Mit einem Worte, wer den Geist der Jesuslehre auf dem Fürstenthron walten läßt, und ihn zum Leitungsprincip seiner Regierung macht, ruft Asträas Zeitalter wieder auf die Erde zurück mit allen goldenen Früchten dieses Friedensreichs, und was ihm vorzüglich Ruhm bringt, er erobert dadurch das Herz seines Volks *). Oder ist das nicht eine bey Weitem ehrenvollere Eroberung, als wenn der Fürst von Gewissen und Pflicht übermüthig absehend, Städte und Länder ihren rechtmäßigen Besitzern entreißt? Und kennt man das Herz des Volks nicht längst als eine ungleich

*) Der Dänische Etatsrath Tyge Rothe hat im ersten Theil seines trefflichen Werks: »Die Wirkung des Christenthums auf den Zustand der Völker in Europa« den wohlthätigen Einfluß dieser Religion auf staatsbürgerliche Verfassung und Regentenglorie sehr anschaulich gemacht. Nur bedauert man, daß der belesene und scharfsinnige Schriftsteller so manche interessante Idee in einem Schwall von Worten gleichsam ersäuft, und überhaupt die Resultate seiner historisch-philosophischen Forschung mit gar zu großer Redseligkeit vorgetragen hat.

bessere Barriere um den Fürstenthron, als eine Leibwache? Nicht aber auch zugleich als das Element oder den Quellpunkt eines Gemeingeistes, der sich in gefahrvollen Crisen als Retter des Staats verherrlicht? Wir selbst waren die frohen Augenzeugen von dem rührenden Schauspiele, wobey der Gemeingeist der Deutschen auf der Weltbühne eine eben so ehrenvolle als glänzende Rolle spielte. Wie er den Altar des Vaterlandes mit den köstlichsten Opfern schmückte und Siege erkämpfte, die der dadurch in Ohnmacht hingestreckte Feind eben so wenig aus dem Gedächtnisse verlieren, als die Geschichtsmuse vergessen wird, ihnen in ihren Annalen die Unvergänglichkeit zu sichern. Allein, würde wohl die Deutsche Nation eine so große Anhänglichkeit an ihre Souverains verrathen, und sie mit so vieler Resignation gegen Bonapart's Anmaßungen unterstützt haben — hätte sie sich nicht zufrieden und glücklich unter ihrer Regierung gefühlt *)? Der

---

*) Wer sich z. B. über den Gemeingeist der Preussen einigermaßen eine richtige Idee bilden will, der lese folgende mit Geist und Feuer geschriebene Schrift: Das preussische Volk und Heer im Jahr 1813. Von E. M. Arndt, ohne Druckort, in gr. 8.

Despot kann mit dem Aufgebote aller seiner Macht keinen Gemeingeist, sondern nur einen Partheygeist erzielen, den er gewöhnlich erkaufen oder durch Furcht erzwingen muß. Doch, der bald durch die Zuchtruthe, bald durch die Liebkosung des Despoten gleichsam kümmerlich zusammengeraffte Partheygeist verschwindet gewöhnlich mit seinem Glücke. Kaum kehrt ihm dieses den Rücken, so thuen seine Partheygänger desgleichen und verlassen seine Fahnen, wie das tragi-komische Ende von Bonapart's politischem Leben zur Genüge beweist. Ueberhaupt ist die Furcht bey Weitem kein so festes Fundament des Fürstenthrons als die Volksliebe, und zwar aus dem leicht

---

52 Seiten. Das Meisterwerk dieses geistvollen Schriftstellers ist bekanntlich sein »Geist der Zeit« 3 Theile in kl. 8. Kein Mann von Kopf und Herz wird dasselbe ohne reichen Genuß für Beyde aus der Hand legen. Allein, auch folgende kleine Schrift: Denkmal, dem Jahr 1813 gesetzt. Eine historisch-philosophische Betrachtung der Begebenheiten unserer Zeit und der Lage der Welt. Von Machiavelli dem Jüngern. Germanien 1814 in gr. 8., verdient in materieller und formeller Hinsicht vor vielen andern von ähnlicher Tendenz ein ausgebreitetes Lesepublikum.

begreiflichen Grunde, weil sie als ein unter grämlichen Gefühlen erzwungenes und dem menschlichen Gemüthe gleichsam abgepreßtes Produkt hervorgeht; die Liebe hingegen, gerade das Widerspiel der Furcht, empfangen im Frohgefühle der Freyheit und Zufriedenheit, so wie gepflegt von der menschenfreundlichen Hand einer humanen Regierung, hat eben deswegen um so mehr Energie und ihr Beystand um so größere Zuverläßigkeit, als er freywillig ohne Nöthigung erscheint.

Ohnfehlbar würde der Gemeingeist noch mehr Umfang unter uns haben, und in noch schönerer Kraftfülle hervortreten, würde man dem Christerthum den verdienten Einfluß auf das praktische Menschenleben nicht so ungebührlich schmälern, als hie und da und fast allenthalben zu geschehen pflegt. Das beste Bildungsinstitut muß nothwendig die Erwartung täuschen, wenn man verblendet gegen seinen Werth oder aus Erschlaffung des Bildungstriebs keinen Gebrauch davon macht. Hinc illae lacrymae? Wer kennt den wirklichen Greuel unserer Tage nicht, gegen den bereits so viele erleuchtete Religionsfreunde mit Kraft und Muth mündlich und schriftlich ankämpfen, ich meine die eben so

ungerechte als unbesonnene Herabwürdigung des Christenthums. Am meisten imponirt an dieser traurigen Erscheinung der Umstand, daß nicht blos der demoralisirte Pöbel der höhern und niedern Stände diesem die gebührende Achtung versagt, und seinem Cultus den Rücken kehrt; sondern, daß selbst rechtliche Geschäftsmänner, die das Vertrauen des Publikums besitzen, immer sichtbarer einen Indifferentismus gegen die Religion und ihren Cultus entfalten. Natürlicher Weise gewinnt dieser dadurch um so eher einen kontagiösen Charakter, und dringt um so unaufhaltsamer in die untere Sphäre der produktiven Stände, wie augenscheinlich genug zu Tage liegt, und zwar wegen des allbekannten großen Einflusses Jener auf Diese, deren Beyspiele den untern Ordnungen gewöhnlich als Verhaltungsregel gilt oder als Maaßstab, nach welchem sie die Rechtlichkeit oder Verwerflichkeit ihres Thuns zu würdigen pflegen. Allein, da das Christenthum mit seinem Kirchenthum auf der einen Seite mehr als jedes andere Surrogat eine herrliche Schutzwehr gegen den stets mehr andringenden wilden Strom sittlicher Verderbniß darbietet; auf der andern hingegen den Gemeingeist und überhaupt die Moralität ungemein

unterstützt — mit innigstem Schmerzgefühle muß man daher die große Verblendung beseufzen, wenn man Arme und Reiche, Hohe und Niedere zu dem unseligen Werke herbeyeilen sieht, um den Damm abzutragen, welchen das Christenthum den verwüstenden Fluthen der Irreligiosität und Immoralität entgegen setzt, oder durch dessen Verhöhnung die reichhaltigste Nahrungsquelle des Gemeingeistes zu verschütten. Und Thränen mögte man vergießen, wenn man Männer, die dem Zeitgeist eine bessere Richtung geben könnten, barsch und wild gegen die gute Sache der Menschheit anrennen sieht — wie sie das Christenthum nebst seinem Cultus ungestört durch Wort und That beeinträchtigen, und ihr Antagonismus gegen Beyde sogar als herrliches Werk ihrer Erleuchtung laut gepriesen wird. Sehet immerhin länger noch am Staatsruder dem Unwesen zu, daß und wie der Indifferentismus gegen die Religion gleich einer im Finstern schleichenden Pestilenz weiter und weiter um sich greift, und von der obern Region der höhern Stände wie ein giftiger Mehlthau auf das Seelengebiet der untern fällt, so daß man sich mit jedem Tage weniger entblödet, statt der christlichen Tempel die Pagoden zu besuchen, worin der Luxus, dieser Modegötze,

seinen Altar hat; daß der seichte Scribler mit dem beißenden Schaume seines Witzes ungestraft das Christenthum beflecken, und selbst die moderne Philosophie vor euren Augen einen Geist athmen darf, der die heiligsten Interessen der Menschheit — Religion und Moralität gar sehr beeinträchtigt. Laßt unbeschützt das Schiflein Jesu mit seinen einflußreichen Wahrheiten im Sturm der bösen Zeit untergehen — und was wird dadurch gewonnen, oder vielmehr, wie viel wird dadurch verloren werden? Würde man dann nicht jedes Volk des edelsten Bildungsmittels zur Religiosität und Humanität grausam berauben? Die Bande der menschlichen Gesellschaft — würden sie dann nicht immer lockerer, schwankender die Fürstenthronen und unsicherer Privat- und Gemeinwohl werden? Auf diesem Wege würde der Adel der menschlichen Natur im Schlamme eines zügellosen, wüsten Lebens rettungslos verloren gehen, und die verführte Menschheit dem schmachwürdigen Zustande einer gräuelvollen Barbarey unaufhaltsam entgegen wandeln. Bey einem so luxuriösen, und eben deswegen der Religiosität und Moralität so abholden Zeitgeiste, der in steigender Progression physische und moralische Invaliden producirt, bleibt es

gewissermaßen eine Art von Wunder, daß die deutsche Nation, von einem mächtigen, sieggewohnten Feinde so hart bedrängt, sich zu so einem eminenten, durchgreifenden Gemeingeiste ermannen konnte. Mag immerhin die bevorstehende Unterdrückung und die damit verknüpfte Calamität als dessen Triebrad erscheinen; allein, daß er sich bis zum Enthusiasmus erheben, und in seiner Wirksamkeit eine ungemeine Energie verrathen konnte, das setzt mit dem guten Willen zugleich ein reiches Maaß von Nationalkraft voraus und beweist, daß die Deutschen der bösartigen Influenza des Zeitgeistes ungeachtet, sich bisher bey ihrer männlichen Kraft behauptet haben. Zum guten Glück erblickt man jetzt mehrere Fürsten auf dem Thron, die ihren Einfluß zur Wiederbelebung des gesunkenen religiös moralischen Nationalsinnes aufzu bieten scheinen. Und ohnfehlbar darf der Religionsfreund auch bald einer weisen Beschränkung der ungebundenen Preßfreyheit als reifer Frucht ihrer Staatsklugheit froh entgegen sehen, damit den seichten Witzlingen und Philosophastern in der Folge der wilde Appetit verleitet werde, ihren Aberwitz und den Phosphor ihrer Hirngeburten zur großen Beeinträchtigung der guten Sache als die Sonnenstrahlen gedie-

gener Wahrheiten marktschreierisch zu vertrödeln, um nicht ferner bey dem großen Trosse der Unerleuchteten verderbliche Ravagen in dem Gebiete ihres Geistes und Herzens anzurichten.

Einige Bekanntschaft mit den Vorzügen der Staatsverfassung trägt gleichfalls zur Belebung des Gemeingeistes bey. Denn so lange der Bürger den Geist der vaterländischen Gesetze und den praktischen Werth wenigstens der allgemeinsten Staatseinrichtungen nicht kennt; Er Lasten tragen soll, ohne von ihrer Nothwendigkeit unterrichtet zu seyn, und zugleich mit ihnen das Joch des bürgerlichen Gehorsams auf seinen Nacken fühlen, ohne zu wissen — warum? kann unmöglich der Gemeingeist in seinem Gemüthe eine rechte Fülle des Lebens gewinnen. Denn Gegenstände, die wir nicht auf eine vortheilhafte Weise kennen, werden uns nicht so leicht fesseln oder von uns in Affection genommen werden, weil wir uns, leicht begreiflich, nur für solche interessiren, die uns durch ihre Vorzüge anziehen. Ja, selbst eine noch so pathologische Liebe hat jederzeit die vermeintlichen oder wahren Vorzüge des geliebten Gegenstandes zu ihrem Stützpunkte, und sie greift gleich einer Flamme um so mehr um sich, je mehrere

oder größere Vorzüge sie an diesem zu entdecken vermag. Um so mehr der Gemeingeist, dessen Existenz ungleich weniger auf dem blinden Instinkt beruht, als die animalische Liebe. Ohnfehlbar wird er hauptsächlich denjenigen Staat als seinen Pflegvater verehren, dessen Gesetze, Einrichtungen und Anstalten ihn vor Andern ansprechen, oder welcher in Absicht auf Verfassung und Verwaltung oder nach Geist und Form seinen Ansichten am Besten zusagt. „Sind die Staatsbürger — sagt Ewald*) — von aller Kenntniß der Staatsverwaltung ausgeschlossen; haben sie gar keinen Antheil an der Gesetzgebung, an Bestimmung und Vertheilung der Abgaben; wissen sie nichts davon, warum Abgaben oder gar erhöhte Abgaben nöthig sind, die sie doch bezahlen müßen; und können, dürfen sie nach der Verfassung nichts davon wissen, nicht darnach fragen: Wie wäre da Interesse für den Staat möglich? Man kann sich ja nicht für etwas interessiren, dessen Zweck und Gang man nicht kennt. Man kann nicht Theil nehmen an dem Wohl einer Gesellschaft, wenn man nicht einmal

*) In seiner bereits oben beregten Schrift: »über den Gemeingeist« S. 1568.

weiß, was zu ihrem Wohle gehört. Im Gegentheil, es empört mehr oder weniger, Aufopferungen machen zu müssen, ohne auch nur einmal fragen zu dürfen, warum man sie machen muß; schwere Abgaben, einen großen Theil seines sauren Verdienstes hingeben zu müssen, blos darum, weil es ein Anderer will, weil es Mehrere wollen, die uns oft keines Wortes, keines Blicks würdigen, oft vor unsern Augen in einem Glanze, Ueberfluß, in einem raffinirten Genuße leben, den wir ihnen mit Aufopferung unserer Kräfte zu bezahlen — wenigstens wähnen — weil wir nichts von Verwendung der Abgaben wissen."

Die nähere Bekanntmachung des Staatsbürgers mit den physischen und statistischen Vorzügen seines Vaterlands kann indessen, leicht abzusehen, zu keiner schicklichern Zeit beginnen, als in der Frühlingszeit der Jugend. Da, wo der Mensch nicht nur die heiterste Seelenstimmung genießt, sondern seine Kräfte und Triebe noch keine verkehrte Richtung genommen haben, wo er lebhafter empfindet, und seine Wahrnehmungen tiefer sich eindrücken, pfropft man um so mehr mit Gelingen den Gemeingeist auf den Stamm eines unverdorbenen Gemüths. Das Schul- und Erziehungswesen muß sich demnach in alle Wege

für ihn interessiren, und eine seine Produktion möglichst begünstigende Richtung nehmen. Denn je mehr man nach der Manier der Alten den Gemeingeist mit dem Religions- und Erziehungswesen verwebt, desto eher und leichter verflößt er sich mit dem Nationalcharakter, und bleibt daher um so mehr ein unverlierbares Eigenthum der Nation. Allein, bis jetzt haben dergleichen Pfleganstalten noch wenig Bedeutung; am Wenigsten hingegen scheint man Kirchen und Schulen — diese beyden Hauptinstitute der Volkscultur — für diesen Zweck zu benutzen. Man findet sogar hie und da die Nationalerziehung mehr zur Erdrückung als Belebung des Gemeingeistes geeignet, so daß noch heut zu Tage das Bardiet unseres vaterländischen Horaz ein da Capo verdient:

O unserer Schande Quell, Erziehung deutscher Jugend!
Wer pflanzt in ihrer Brust Empfindungen der Tugend
Und Liebe für das Vaterland,
Die uns'rem Herrmann Lorbeer'n wand?
Wer bildet ihre jungen Seelen,
Noch ehe sie das Laster wählen?

Man bildet nur den Leib, der Jüngling lernt gefallen,
Lernt freyen Tanz und Spiel, in fremder Sprache lallen,
Und buhlen eh' er mannbar ist,
Betrügen, die er kaum geküßt,

Und seinen Hals zu schlauen Tücken
Im Joche weicher Sitten bücken.
Zur Ueppigkeit verwöhnt, wie kann er edel denken?
Wie soll er sich als Mann zur strengen Tugend lenken?
Und wird er seiner Pflicht getreu,
Im Schoose fauler Schwelgerey,
Nie mit erkauften Übelthaten
Des Vaterlandes Wohl verrathen?

Uz.

Doch meine vaterländische Regierung, die bereits durch zweckmäßige Reform des Schul- und Erziehungswesens ihr lebhaftes Interesse an dieser wichtigen Angelegenheit vor den Augen der Welt documentirt hat, und unter deren Auspicien dieses in immer schönern Gedeihen hervortritt, berechtigt mich um so mehr zu der frohen Erwartung, daß unter ihrem Einfluß in der Folge die Nationalerziehung als kräftiger Ressort zur Belebung und Verbreitung des Gemeingeistes benutzt werde, als sie diesen selbst für das beste Lebensprincip des Staatskörpers erkennen muß, dem er beydes, Vollkraft und Bestand verdankt.

Zum guten Glücke können in Absicht auf Methode wenig Schwierigkeiten eintreten, indem jeder

verständige Lehrer mehreren Lehrzweigen eine patriotische Seite abgewinnen und sie zur Anpflanzung des Gemeingeistes im jugendlichen Gemüthe gar füglich benutzen kann. Allein, ausserdem bleibt noch ein besonderes Lehrbuch Bedürfniß für die Jugend, wodurch sie zur Nothdurft in nähere Bekanntschaft mit der organischen Verfassung des Staats kommt, mit welchem sie in den Jahren der Pubertät im stäten Verkehre steht. Die für diesen Zweck bereits zur Publicität gediehenen Arbeiten liegen größtentheils nach Materie und Form als mißlungene Versuche vor Augen. Ein solches Werk hat in der That, leicht abzusehen, seine eigenen Klippen, und erfodert überhaupt einen Mann, der auf der einen Seite innerhalb der beyden Endpunkte des zu Vielen und Wenigen sich haltend, dem jugendlichen Genius in dieser Absicht nicht mehr Bildungsstoff vorlegt, als ihm Noth thut; auf der andern hingegen, diesen in einer Form oder in einem Gewande hervortreten läßt, worin er das jugendliche Gemüth am besten anspricht. Daneben mag eine Beyspielsammlung denkwürdiger Patrioten nach dem Bedürfnisse höherer und niederer Schulen berechnet, als Lesebuch bestehen. Denn wer kennt die Macht der Beyspiele nicht besonders

auf das jugendliche Gemüth, die durch ihre lebhafte Afficirung des äussern Sinns auch zugleich den Innern stark ansprechen, und eben daher ins Gemein einen characterem indelebilem zurück lassen. Aus dem Reiche der Todten muß ein solcher Schriftsteller gewissermaßen seine Materialien herholen, und die Edlen, welche einst für das Vaterland lebten oder starben, gleichsam aus ihrer Asche zum neuen Leben hervor rufen. Freylich muß er sich dabey auf die eben nicht gemeine, ich mögte sagen, magische Kunst verstehen, ihnen den Odem des Lebens wieder einzublasen, damit sie nicht als Todtengerippe den Leser zurück stoßen, und daher in seinem Werke von Neuem begraben werden. Noch lebt der Flor der alten Freystaaten als unsterbliches Werk des Gemeingeistes in der Geschichte nebst der ganzen Reihe der Edlen, denen das gesunkene Vaterland einen zuvor nie gesehenen Glanz verdankte. Dahin lasse man unsere vaterländische Jugend, hauptsächlich die der höhern Stände ihre Blicke kehren, um bey dem Anblicke solcher Staaten und Männer ihr Herz an der heiligen Flamme des Gemeingeistes zu erwärmen. Eine solche Lektüre eignet sich ungleich besser zur intellektuellen und moralischen Bildung unserer

Jugend, als die frivole Fabrikwaare unserer Dichterlinge und Romanenskribler, die den Geist mehr entnervt als stärkt, so daß es in alle Wege verdienstlich bleibt, diese lose Seelenspeise durch eine nahrhaftere zu verdrängen.

Allein, ein noch besserer Effekt wird das edle Geschäft begleiten, wenn diejenigen, welche es leiten, sich selbst vom Gemeingeiste beseelt fühlen. Denn der entgegengesetzte Fall erregt die Besorgniß, das wichtige Werk mögte unter den Händen nicht patriotischer Erzieher und Lehrer erlahmen. Sie, die Seele des Schul= und Erziehungswesens — wie können sie die anvertraute Jugend für den Gemeingeist gewinnen, so lange sich selbst dieser göttliche Funke nicht in ihnen ankündigt. Je mehr sie sich hingegen selbst davon durchdrungen fühlen, um so begieriger werden sie dann nicht nur jede Veranlassung zu seiner Anpflanzung benutzen, sondern ihre aus dem Gemüthe hervordringende Belehrung wird zugleich um so tiefer haften im Gebiete des jugendlichen Herzens. Der Staat handelt daher in alle Wege konsequent, wenn er statt durch eben so unpolitische als inhumane Verkümmerung der Lebenslage solcher Männer, in deren Hände er diese wichtige Angele-

genheit legt, vielmehr durch möglichste Begünstigung ihrer Verhältnisse dem Gemeingeiste in ihrem Gemüthe Raum und Nahrung giebt, damit sie ihn um so mehr mit Lust und Liebe dem jugendlichen einsenken. Der in dieser edlen Absicht angelegte Fond trägt schon dadurch reiche Zinsen, daß er dem Gemeingeiste zu seiner größern Verbreitung und festern Consolidation großen Vorschub thut, zumal, da dieser selbst als ein procentreicher Staatsfond im allgemeinen Credite steht.

Die Schaubühne, einst in Athen und Rom ein sehr interessantes Ingredienz der Nationalerziehung, greift noch heut zu Tag, ungeachtet nicht gerade für diesen Zweck bestimmt, tief genug in die intellektuelle, ästhetische und moralische Cultur, daß sie für die Interessen des Gemeingeistes ungleich besser benutzt werden könnte, als zu geschehen pflegt. Man erblickt zwar bisweilen patriotische Charaktere auf dem Theater; allein, sie erscheinen weder oft genug, noch mit dem erforderlichen Interesse. Unserere Theaterdichter scheinen ungleich mehr mit Lust und Liebe an die Bearbeitung moralischer Karikaturen oder burlesker und trivialer als großer Charaktere zu gehen, und ihre dramatischen Produkte mit Lie-

besintriquen weit über die Gebühr zu durchflechten, wahrscheinlich, um dem Modegeschmack den Hof zu machen, oder weil sie voraussehen, daß die entwürdigten Gemüther wenigstens des gemeinen zur Frivolität mehr und mehr hinneigenden Trosses der Schauspieler große Rollen nicht aufzufassen vermögen. Freylich erfodert zugleich die dramatische Entwicklung und Ausbildung solcher Charaktere eine genialische Kraft, die stets und immerdar das Eigenthum nur wenig Auserwählter ihres Fachs bleiben wird. Indessen ist leicht begreiflich, hier nicht der Ort, um das Theaterwesen auf die Capelle oder in die Retorte der Critik zu legen, das aus Mangel an gehöriger Unterstützung in gegenwärtiger Zeitperiode mehr als jemals gerechte Ansprüche auf eine schonende Beurtheilung hat. Denn, da bisher die bluttriefende Schreckensbühne des Mavors die Blicke des Staats eben so sehr auf sich gezogen als seine Finanzen in nicht geringe Verlegenheit gesetzt hat: so wird das Theater unter seinen pflegenden Händen erst im Schoße des Friedens in schönerer Restauration und zum beßern Leben hervortreten. Allein, dann giebt er sich gewiß kein Dementi, wenn er es zur Begünstigung des Gemeingeistes gleichsam als dessen Pflanz-

schule

schule zu benutzen sucht, zumal, da auch das deutsche Publikum dem Schauspiele stets mehr Geschmack abzugewinnen scheint.

Politische Zeitungen und Calender haben unstreitig unter allen Volksschriften das größte Lesepublikum, besonders im gegenwärtigen Zeitalter, wo theils die Liebe zur Lektüre sich immer sichtbarer auf die untere Region der produktiven Stände herab senkt, wohl gar hie und da den Charakter einer Sucht anzunehmen oder in Manie überzugehen scheint, theils hingegen die wichtigen Zeitereignisse aller Herzen so sehr interessiren, daß dergleichen ihnen zur Niederlage dienende Blätter gleichsam mit Heishunger verschlungen werden. Allein, um so mehr sollte aus ihnen die patriotische Tendenz hervorgehen, und sie gleichsam zum Merkur gebraucht werden, der aller Welt die Aeusserungen und Wirkungen des vaterländischen Gemeingeistes kund macht. Doch nicht blos referiren sollte man in dergleichen Volksblättern patriotische Züge und Thatsachen; sondern zugleich mit Wärme und nach Erfoderniß der Umstände mit Enthusiasmus davon sprechen. Denn, je mehr aus dem Tone des Referenten sein an der

Sache genommenes Interesse hervorleuchtet, desto zuverläßiger wird dadurch der Effekt auf das Gemüth des Lesers verstärkt. Ungleich mehr aus dem Gesichtspunkte einer patriotischen Angelegenheit als merkantilischen Spekulation sollte der Staat das Erscheinen solcher Zeitschriften betrachten, und daher Männer von anerkannter patriotischer Denkart mit dem wichtigen Geschäfte beauftragen. Ein Indifferentist in diesem Punkte wird eben so wenig mit Wärme von dieser Angelegenheit sprechen, als mit Nachdruck sie Andern an das Herz legen. Die deutsche Nation ist einer Nationalzeitung, worin und woraus der stärkende Odem des Gemeingeistes weht, in alle Wege eben so würdig als bedürftig.

Die schönen Künste, welche Beyde, die Phantasie und das Herz gleichsam mit magischer Kraft ansprechen, und sich um die Humanisirung der Menschheit eines eben nicht gemeinen Verdienstes zu erfreuen haben — wie gerne würden sie auch dem Gemeingeiste ihre Hand zu seinem Wiederaufleben und besseren Fortkommen bieten, so bald man sie in sein Interesse zu verwickeln versteht. Und ist ein solches Geschäft für das edle Musenchor nicht

ungleich ehrenvoller, als wenn man sie Despoten oder Tyrannen zu panegyrisiren heißt? Der Beystand, den der Gemeingeist von der Dichtkunst erwarten kann, ist um so beträchtlicher, je mächtiger sie das Gemüth ergreift durch den Schwung ihrer Ideen und den Zauber ihrer Melodieen. Man weiß, daß die Bardenharfe der alten Griechen und Skalden zum Dienste des Gemeingeistes so wenig vergeblich ertönte, als die des Vaters Gleim im siebenjährigen Kriege. Sammlungen patriotischer Lieder, worin sich ein edler Dichtergeist bewegt, wie in den Gesängen unseres Theodor Koerners*, werden um so weniger den beabsichtigten Zweck verfehlen, als man die gute Wirkung des Gesangs leicht aus der Geschichte nachzuweisen vermag. Die Kirchenreformation im XVI Jahrhunderte z. B. gewann von dem Momente an einen weitern Umfang und bessern

---

*) Der zu früh vollendete Theodor Koerner fiel am 26 August v. J. nahe an der Straße von Schwerin nach Gadebusch, eine halbe Stunde westlich von Rosenberg, von einer feindlichen Kugel im Unterleibe durchbohrt. Sein Leichnam liegt ohnweit Lübetow unter einer alten Eiche begraben, und sein Name schmückt die Rinde derselben.

Fortgang, als die neuen deutschen Kirchenlieder der Reformatoren in Umtrieb kamen. *) In mehreren deutschen Städten, unter andern in Hamburg, Lübeck, Braunschweig und später in Heidelberg, Göttingen rc. war der Kirchengesang die erste Veranlassung zur Ausbreitung der Reformation. Ingleichen hat nach der historisch beglaubten Relation des Hrn. Spazier **), ein päbstlicher Consul zu Lemgo einen Aufpasser beauftragt, die Anhänger der neuen Lehre in der Kirche zu bemerken. Bey seiner Rückkunft fragte er, wer die Hymnen: „Erhalt uns

*) Luthers Liederbuch erschien zum erstenmale in Wittenberg 1524. und schon im folgenden Jahre wurde es vom H. Meibom verbessert herausgegeben. Nachher wurde es vom Ollar um hohen Preis erstanden, und von Neuem unter dem Titel zur Publicität befördert: Jubilirende Liederfreude. Nach Schellhorns Ergötzlichkeiten B. I. §. 55. gab es schon ein deutsches Gesangbuch vor der Reformation. Dieses darf man aber nicht mit der Liedersammlung der böhmischen Brüdergemeine verwechseln, die Michael Weiss, Pfarrer zu Landskrona in einer deutschen Uebersetzung 1535. an das Licht treten ließ.

**) Karl Spazier freymüthige Gedanken über die Gottesverehrungen der Protestanten. Gotha bey K. W. Ettinger. S. 244 — 252.

Herr bey deinem Wort" ꝛc. und „Eine feste Burg ist unser Gott" ꝛc. gesungen habe. Herr, sie singen Alle, war die Antwort! Nun ist alles verloren, rief der erstaunte Consul! Die Erfahrung rechtfertigte auch vollkommen seine Besorgniß. Auf diesem Wege gelang es gleichfalls den Jesuiten in Japan und Indien, den Chiliasten, den Hussiten — welchen Kaiser Wenzel zur Unterdrückung ihres kirchlichen Vereins den Gesang verbot — dem Grafen Zinzendorf und andern Coryphäen religiöser Parteyen ihrem Werke einen glücklichen Fortgang zu sichern. Wie viel wäre demnach für den Gemeingeist gewonnen, wenn unsere Bürgers oder Lieblingsdichter ihn öfter zum Gegenstande ihrer Leyer machen, und überhaupt unserer Dichtkunst eine mehr patriotische Richtung geben mögten, nach dem vorleuchtenden Beyspiele des ehrwürdigen Klopstock. Möge sein „Herrmann und die deutschen Fürsten" ihnen das werden, was einst dem Virgil der Homer ward! — Allein auch aus dem Kirchengesang sollte das liebe Vaterland, der gute König, und was beyden Noth thut, weit öfter hervor tönen, und zwar nicht nur deswegen, weil man von dem unter Begleitung der Orgel feyerlich fortschreiten-

den Kirchengesang um so mehr eine gute Wirkung erwarten kann, sondern zugleich, weil sich im Kreislaufe des Jahrs dem Kirchenlehrer mehrmals eine ungezwungene Veranlassung darbietet, um dem Gemeingeist seiner Gemeine einen beßern Schwung zu geben, wobey ihn dann der Kirchengesang wenig oder gar nicht unterstützt, was natürlicher Weise den Effekt des öffentlichen Cultus beeinträchtigt.

Die Redekunst verdient schon um ihres traulichen Verbandes willen mit der Dichtkunst als ein zur Belebung des Gemeingeistes sehr brauchbares Organ alle Empfehlung. Wen die gute Mutter Natur zum Redner salbt, um seinen Ideen Schwung und Leben zu geben, der findet an der Rhetorik ein eigenes Kunstmittel, eine besondere Maschinerie, um sie in einem solchen Arrangement und Kolorite hervortreten zu laßen, wodurch ihnen um so eher und leichter ein vortheilhafter Totaleindruck zu Gebote steht. Die herrlichen Siege der Beredsamkeit über Irrwahn und Aberglauben, Mißbräuche und Frevel, überhaupt ihre unverkennbaren Verdienste um das Menschengeschlecht bleiben immerdar ihre unverdächtigsten Lobredner, und sind zugleich ein sehr stattliches Document von ihrer ungemeinen Kraft

und Wirkung. Die Rednerbühne des Demosthenes und Cicero — wie oft war sie die glorreiche Kampfstätte, wo die Tyranney und Meuterey zu Boden gestürzt, der erschlafte Gemeingeist hingegen zum neuen Leben erweckt wurde. Ingleichen diente in der ältern und neuern Zeit die Beredsamkeit der bedrängten Unschuld zur Schutzwehr, und war zugleich eine scharfe Geisel für die Chikane. Statt aller übrigen Thatsachen mag zur Unterstützung dieser Behauptung folgende Anekdote Zeugniß von der frapanten Wirkung der Beredsamkeit ablegen, die ich absichtlich aus einem Jahrhundert entlehnt habe, wo dicke Finsterniß das Reich der Wissenschaften drückte. Als nämlich der Franciskaner Kapistran mit demosthenischen Donnerkeilen gegen die Spieler in Nürnberg zu Felde zog; so warfen sie Karten und Würfel vor seinen Augen in das Feuer; die Breslauer hingegen opferten auf seinen beredten Antrag sogar die Juden der verzehrenden Feuerflamme. — Es wäre daher ohnfehlbar zweckmäßig, wenn man die Kanzelberedsamkeit, da sie sich in unsrem Zeitalter mehr als die gerichtliche an der Tagesordnung befindet, zur Unterstützung des Gemeingeistes in bessere Thätigkeit setzte, zumal, da man sie in einem so glücklichen Fortschritte

begriffen steht, wie so viele Meisterwerke unserer neuern Kanzelredner aus jeder christlichen Confeßion besagen. Bedenkt man dabey den Einfluß des geistlichen Standes auf das Volk, der sich besonders in gegenwärtiger kritischer Zeitperiode eben so sichtbar als ersprieslich für den Staat offenbarte: so läßt sich im Voraus erwarten, daß von dieser Seite die Interessen des Gemeingeistes keine geringe Begünstigung finden, wenn man anders höchsten Orts nicht unterläßt, die gebührende Rücksicht auf diesen Stand zu nehmen, daß er in seiner verdienstlichen Berufsphäre mit Lust und Liebe sein Werk treiben kann.

Die Bildnerey und Malerey haben zu viel Reiz für die ästhetische Anlage des Menschen und für so manchen sinnlichen Trieb, daß sie rücksichtlich des Gemeingeistes und seiner Belebung allerdings einen vortheilhaften Gebrauch zulassen. Das Griechische und Römische Alterthum hat bekanntlich beyde Künste in dieser Absicht fleißig benutzt. So wenig der Anblick von der Stadt Athen in Betreff ihrer Privatgebäude einen imposanten Anblick machte, da aus Staatsraison an der prachtlosen Einförmigkeit derselben die politische Gleichheit der Bürger gleich-

sam abstrahlen sollte *), nichts desto weniger entwickelte sie an ihren Hallen, Tempeln, Theatern, Gymnasien, Mausoleen und andern öffentlichen Gebäuden einen Glanz, wodurch sie im Zeitalter des Perikles alle ihre Schwestern, selbst das stolze Rom nicht ausgenommen, verdunkelte, das seine größte architektonische Herrlichkeit den Kaisern der ersten zwey Jahrhunderte zu verdanken hatte. Allein, spiegelte sich nicht an den öffentlichen Kunstwerken dieser berühmten Städte der Gemeingeist beyder Nationen? Sollte nicht durch plastische oder artistische Versinnlichung seiner Werke uud Thaten die Aemulation der aufblühenden Jugend rege gemacht, und er symbolisch von Generation zu Generation fortgepflanzt werden? Enthielten nicht z. B. die Eroberung von Troja

*) Im größten Flore des Staats, sagt Demosthenes, konnte man die Häuser eines Themistokles und Aristides von denen ihrer Nachbarn nicht unterscheiden, und noch anspruchloser war die Wohnung des verdienstvollen Phokion. Wären die Dächer von den Häusern solcher Männer mehr erhöht oder verziert gewesen, so würde nach dem Euripides, sogleich ein Haufe neidischer Beobachter Gefahr für die Republikanische Freyheit daraus gewittert haben. Man sehe die bereits oben angeführten Recherches rc. des Herrn von Pauw. Th. I. §. 8.

und die Schlacht bey Marathon, diese Meisterstücke der Malerey, beyde in der öffentlichen Bildergallerie zu Athen — Pökile genannt — aufgestellt*), gleichsam den Aufruf an das Volk: Bürger von Athen, sehet hier die Heldenthaten eurer Ahnen! Tretet in ihre Fußstapfen, und das dankbare Vaterland wird nicht vergessen, auch die Eurigen durch den Pinsel oder Meißel der bildenden Künste zu verewigen! Ohnfehlbar wird diesem vorleuchtenden Beyspiele des Alterthums gemäß, auch unser Vaterland den Beystand der Künste zur weitern Belebung und Verbreitung des Gemeingeistes nicht verschmähen, zumal, da in dieser denkwürdigen Zeitperiode stets mehr Patrioten und Helden hervortreten, die durch ihre Verdienste um den Staat auf ähnliche Auszeichnungen die gerechtesten Ansprüche haben. Zwar trifft man im Gebiete der Künste nur auf sinnliche Reizmittel; allein, dessen ohngeachtet darf man sie bey dieser Angelegenheit nicht umgehen, da sich der

---

*) Polygnotus war bekanntlich der Autor dieser beyden historischen Gemälde, und zugleich der erste Meister unter den Griechen in der Ethographie, d. h. in der Kunst, die Leidenschaften und überhaupt die Gemüthsart des Menschen charakteristisch darzustellen.

Mensch selbst bey möglichster Resignation der Sinnlichkeit nicht ganz erwehren kann. Auch der edelste Patriot bleibt stets sinnlicher Mensch, der sich nicht wenig geschmeichelt fühlt, wenn er aus der Hand der schönen Künste ein Gratial erhält. Zieht man ausserdem die unmoralische Tendenz unseres Zeitalters in Betrachtung, so findet man darin eine besondere und unüberwindliche Schwierigkeit, den Gemeingeist mit Hülfe blos reiner Antriebe zu erwecken, und man darf sich Glück wünschen, bey dessen mißgünstigen Einflüssen das edle Produkt unter der Mitwirkung aller Springfedern glücklich zu Tage gefördert zu haben. Um so weniger darf man daher heut zu Tage Patrioten vom rauhen Catonischen Charakter erwarten; ja, es würde sogar den guten Ton unseres Jahrhunderts kompromittiren, wollte sich Dieser oder Jener gegen die Huldigung sträuben, welche die Grazien der schönen Künste seinen Verdiensten um das Vaterland bringen.

Nationalfeste gehören gleichfalls unter die Kategorie sinnlicher Reizmittel, und sie waren im Alterthume für diesen Zweck eben so gewöhnlich, als die übrigen, von welchen so eben die Sprache war. Es war besonders dabey auf die Stärkung des Ehr-

triebs abgesehen, um auf diesen den Gemeingeist wie den Schößling auf seinen natürlichen Stamm zu propfen, wenn man das Andenken der Helden nach Jahrhunderten stets vom Neuen im festlichen Pompe wiederkehren läßt, deren Gemeingeist bey Marathon, Platäa, Naxos und anderwärts die Probe ruhmvoll bestand. An ihren musikalischen und gymnastischen Wettkämpfen erblickt man eine gleiche Tendenz. Das große Interesse, das die Nation an ihnen gleich den wichtigsten Staatsangelegenheiten nahm, die feyerlichen Krönungen der Sieger, und überhaupt der mit ihnen verknüpfte festliche Glanz, waren eben so viele Springfedern, womit sie den Ehrtrieb für den Gemeingeist gewinnen wollte. Sogar an ihren Religionsfesten war eine solche Anlage unverkennbar, und zwar nicht blos deshalb, weil sie das Volk um so mehr an den vaterländischen Boden knüpfen mußten, auf welchem die Tempel und Altäre höchst wohlthätiger Gottheiten prangten; sondern, weil man zugleich damit öffentliche Kampfspiele und andere Feyerlichkeiten verflochten sah'. So machte man unter andern die Thaten des Perseus, des Harmodius und Aristogiton oder Thrasybul zum Texte

solcher Wettgesänge, wobey gewöhnlich um den Preis eines Olivenkranzes gerungen wurde. Ingleichen wurde nicht selten an solchen religiösen Festen das Verdienst noch lebender Patrioten mit einer Lorbeerkrone dekorirt. Dergleichen Feste verdienen auch in Deutschland einen Schutz- und Freyheitsbrief, um dem Ehrtrieb eine patriotische Richtung zu geben, der, leicht abzusehen, vor den übrigen sinnlichen in das Interesse des Gemeingeistes verwickelt zu werden verdient. Sie scheinen ein wesentlicher Schmuck eines Zeitalter zu seyn, das uns auf der einen Seite das schöne, entzückende Schauspiel so viel ausgezeichneter Patrioten aus dem Civil- und Militärstande vor Augen stellt, die dem bedrängten Vaterlande Rettung gelobten und Rettung gewährten; auf der andern hingegen so viele mit Mantinäa, Potidäa rc. wetteifernde Kampfplätze, auf welchen der Gemeingeist der Deutschen im glorreichen Triumphe als Erlöser des Vaterlands erschien. Eben so ungezwungen kann man an besondern Festtagen die Angelegenheiten des Gemeingeistes mit denen der Religion verknüpfen, z. B. an dem Kirchweih- und Erndtefeste, so wie an den Geburts- und Namensfesten der erlauchten Regenten. Ausserdem sollte man

zum Behufe des Gemeingeistes das so ungebührlich aus dem christlichen Kirchenkalender weggestrichene Frühlingsfest wieder zum Range eines kirchlichen Festes erheben, und zwar schon aus diesem Grunde, um dadurch so manchen Lehrer unserer Kirche, die der Lehrmanier Jesu entgegen, im Kreislaufe eines ganzen Jahrs die Natur, dieses herrliche Buch der göttlichen Offenbarung, unberührt lassen, zu einem traulichern Verkehre mit derselben zu erwecken. Wahrscheinlich wird uns die denkwürdige Periode gegenwärtiger Zeit bald mit einem jährlich wiederkehrenden Sieges- und Friedensfest beschenken, wobey die großen Thaten der Alliirten so wie die herrlichen Früchte derselben für Deutschland und Europa in das Andenken der dankbaren Zeit- und Nachwelt zurück gerufen werden. Ueberhaupt sollte man Kirchen und Schulen wegen ihres Einflusses auf die Nationalbildung zur Unterstützung dieser höchst wichtigen Staatsangelegenheit in möglichste Thätigkeit setzen.

So wie eine Erziehungsmethode nur dann auf Zweckmäßigkeit Anspruch machen, und zugleich ihre Praxis durch die erfreulichsten Resultate rechtfertigen kann, welche statt einzelner alle höhere und niedere

Geistesanlagen einer weitern Entwickelung und Bildung entgegen zu führen weiß — gleiche Bewandniß hat es nun auch mit der Produktion des Gemeingeistes. Dieser glänzt nicht schöner hervor als ausgereifte Frucht der Humanität, und verwandelt sich nicht eher gleichsam in Saft und Blut zum unverlierbaren Eigenthum des Menschen, als bis man alle rege Grundkräfte und Triebe in Bewegung setzt; kurz, zu seiner Erzielung alle Maschinen springen läßt.

Doch, zu was solche Zurüstungen zur Erweckung des Gemeingeistes und Sicherung seines allgemeinen Credits, da ihm nach der Meynung Rousseau's, Villaum's und anderer Gelehrten ausserhalb dem Gebiete des Republikanismus weiter kein Heil grünet und blühet. Allein, da man bey gegenwärtigem dieser Regierungsform völlig abholden Zeitgeiste deren Areal wenigstens in Europa gar sehr verkümmert und fast bis ad Minimum reducirt sieht: so hieße dies an seinem Leben und Weben oder an seiner Existenz ganz und gar verzweifeln, was doch ein wenig zu arg und zugleich mit der neuesten Zeitgeschichte, die den Gemeingeist unserer monarchischen Staaten nicht laut genug preisen kann, im offen-

baren Widerspruch wäre. Der Republikanismus kann sich nur in einem die Sitteneinfalt und Moralität begünstigenden Jahrhundert in seiner Kraft und Lauterkeit behaupten; in jedem andern wird er in den egoistischen Aristokratismus oder in Partey und Rottengeist übergehen. Oder werden wir nicht durch die Geschichte der Griechischen und Römischen Freystaaten belehrt, daß der Eintritt des Luxus in ihr Gebiet auch zugleich der Anfang ihres Verfalls und Untergangs war? Denn auf der einen Seite die Prachtliebe und sinnliche Genußgierde, auf der andern hingegen wegen seines Kostenaufwandes den vermaledeyten Geldhunger aufregend, dient der Luxus der Immoralität zum wahren Lebenselemente, die mit ihm im gleichen Stufengange stets weiter fortschreitet. Wir müßten in der That Augen und Ohren verschließen, wollten wir weder von seinen immer größern Fortschritten, noch von seinen traurigen Verheerungen in dem Reiche der Moralität, wogegen wir bereits so viele erleuchtete Menschenfreunde mit Ernst und Nachdruck sich auflehnen sahen, keine Notiz nehmen. Unmöglich kann daher selbst der wärmste Freund des Republikanismus diesen für unser Jahrhundert, eben weil es so auffallend zum

Luxus und der damit verbundenen Frivolität inclinirt, geeignet halten. Wir kennen ja aus eigener Erfahrung die Republik der Neufranken als eine vorübergehende, ephemere Erscheinung, ungeachtet sie mit schwärmerischem Enthusiasmus unter thätiger Mitkung der Guilotine in das Daseyn gerufen wurde; wie bald sich ihr Republikanischer Geist in einen Aristokratischen umsetzte, der mit der Fackel der Zwietracht in der Hand die in Partheyen gespaltene Nation in einen äusserst verwüstenden Bürgerkrieg verwickelte, und sie zu den wildesten Ausbrüchen der Leidenschaft voll Gräuel und Frevel verführte; wie endlich Napoleon das Schiboleth der Rasenden und Trunkenen: „Freyheit und Gleichheit" dadurch zum Gespötte machte, daß er die Nation ohne weiters an sein Despotenjoch spannte, mit welchem auf dem Nacken er sie in alle Welt auf Raub und Eroberung ausschickte, gerade, als wäre sein Zepter ein Zauberstab gewesen, womit er sie wie beschworen zum schmachwürdigen Werkzeuge seines ländergierigen Heishungers mißbrauchen konnte. Es ist bekannt, wie oft und hart man dem großen Julius Cäsar aufrückte, daß er den Republikanischen Freyheitsbaum umhauen, und an dessen Stelle das Siegeszeichen

seiner Diktatur pflanzen ließ. Daran nahm auch der ehrliche, gutmüthige Montaigne so großes Aergerniß, daß er nach seinem eigenen Geständnisse blos deswegen den Alexander über Cäsarn erhob, weil letzterer die Republik seinem Ehrgeize zum Opfer brachte. *) Allein, die Nation, damals viel zu sehr demoralisirt, war durch die kurz vorhergegangenen Proscriptionen mit den Gräueln eines wüthenden Parteygeistes so beladen, daß das Staatsschiff in dem stürmischen und klippenreichen Meere, wohin dieser Kakodämon es fortstieß, nicht sicherer vor dem Untergange gerettet werden konnte, als wenn in dieser allgemeinen großen Noth ein Mann von der Geisteskraft und Humanität eines Julius Cäsars mit rascher Entschlossenheit das Ruder ergriff. Mag immerhin bey dieser Revolution sein Ehrgeiz die Hauptrolle gespielt oder ihr wenigstens zur Hauptspringfeder gedient haben; kurz, der Staat wurde durch sie vor der gänzlichen Zerfleischung eines eben so wüthenden als raubsüchtigen Aristokratismus geschützt, der dabey seiner Klauen beraubt, in Ohnmacht nieder-

---

*) Man sehe das 36. Cap. des dritten Buchs seiner Pensées ꝛc.

sank. Mit dem Rupublikanischen Gemeingeiste mußte nothwendig auch die Republikanische Staatsform verschwinden, die zu allen Zeiten und an allen Orten ohne jenen ein leeres Dunstgebilde bleibt.

Allein, mag immerhin der Republikanismus unserm Zeitgeiste nicht zusagen, nichts desto weniger kann und wird der Gemeingeist bey dem Monarchismus Feuer und Heerd finden, vorausgesetzt, daß dieser ohne in den Despotismus auszuarten, in den Schranken des Moderatismus verweilt. Doch, unser Zeitalter nimmt, leicht abzusehen, eben so wenig den Despotismus in Schutz als die Republikanische Regierungsform. Wie es diese durch die immer weiter um sich greifende Verweichlichung und den religiös-moralischen Indifferentismus verdrängt, so jenen durch die fortschreitende Nationalerleuchtung. Denn er ist lichtscheu der Despotismus, und findet nur Gedeihen im Schattenreiche des Wahnglaubens. Daher ist und bleibt er stets der Protektor des Obscurantismus, weil bey dem intellektuellen Erblinden die Nation seine Klauen nicht gewahr wird, ihn wohl gar als einen Stellvertreter der Gottheit anbetet. Bey dem Fortschreiten der nationalen Geistescultur hingegen schleicht sich die Besorgniß in sein

Herz, der Nimbus seiner Regentenglorie mögte in Dunst zerfließen, oder das Ruder der Regierung seiner Hand entsinken, sobald er vor dem erleuchteten Auge der Nation in seiner Entlarvung als grauenvolles Ungeheuer erscheint, das mit ihrem Eigenthum und Leben nach Willkühr spielt. Eben deswegen bleibt es eine Hauptmaxime seiner Politik, den menschlichen Geist an Fesseln zu legen, und besonders die Druckerpressen mit Argusaugen zu bewachen, daß keine sein Wesen und seine Interessen kompromittirende Idee zur Publicität gedeihe, und überhaupt kein Licht über Kirche und Staat aufgehe. Wir brauchen deshalb nicht gerade Asien vor Augen zu haben, das mit cimmerischer Finsterniß bedeckt, vor unsern Augen erscheint, weil es größtentheils unter dem eisernen Zepter des Despotismus schmachtet. Dieses Phänomen war selbst in Europa keine Seltenheit, und erstreckte sich neuerer Zeit so weit, als Napoleons Brachium Saeculare. Die Polizey diente ihm bisher zum Organ, womit er durch Beseitigung Alles dessen, was irgend einen Schatten auf seinen moralischen oder politischen Charakter werfen konnte, die öffentliche Meynung ganz zu seinem Vortheile beherrschte. Dessen ungeachtet

sehen wir durch sein Schicksal belehrt, wie wenig diese Regierungsart sich für den herrschenden Zeitgeist eigene, da er, obgleich im Besitze einer überlegenen Macht und eines talentvollen Kopfes, sich doch nicht zu behaupten vermogte. An Napoleons politischem Leben und Ende findet man ein neues Bestätigungssiegel zu dem historischen Axiom: daß eroberungssüchtige Despoten, sobald sie verwegen die Schranken der Mäßigung überschreiten, ohnfehlbar ihrem politischen Tode entgegen wandeln. Bey der hohen Stufe der Geistescultur, worauf man bereits Europa erblickt, kann der Despotismus selbst bey der feinsten Mummerey nicht unentlarvt bleiben, und er rennt gegen ein erleuchtetes Jahrhundert besonders deswegen so gewaltig an, daß mehrere Völker um ihn her im Bunde zu seinem Untergange zusammen treten, weil er an der Fackel der Aufklärung als ein Egoist erscheint, der die heiligsten Interessen der Menschheit viel zu sehr beeinträchtigt, als daß er Schonung verdiente.

Es ist indessen einleuchtend genug, daß sich die monarchischen Staaten in Europa stets weiter vom Despotismus entfernen, was schon die große Begünstigung beweist, welche die Gewissens- und Preß-

freyheit in ihrem Schooße finden. Und würden wohl in der letzten kritischen Zeitperiode die Deutschen und Russen die so sehr bedrohten Interessen ihrer Souverains zu den Ihrigen gemacht, oder eine so feste Barriere um ihre erschütterten Throne gebildet haben, wenn sie die Despotengeisel in ihrer Regentenhand erblickt oder gar gefühlt hätten. Im Bewußtseyn der Anhänglichkeit und des Vertrauens ihrer Völker stellten sich die Monarchen mit edler Resignation an die Spitze ihrer Heere, und blieben bis nach gänzlicher Ueberwältigung des hartnäckigen Feindes ihre unzertrennlichen Gefährten. Allein, wer weiß nicht, daß sich diese durch den Anblick und die Zusprache ihrer verehrten Fürsten im Schlachtgetümmel zu einem Heldenmuthe begeistert fühlten, dem nichts zu widerstehen vermogte. Ueberhaupt verdankt man der Geschichte so manches belehrende Exempel von dem mächtigen Totaleindruck und dem damit verknüpften herrlichen Effekt, den die Gegenwart eines geliebten Regenten auf die Armee in dem entscheidenden Momente der Schlacht macht. Ingleichen nennt sie uns auch so manchen einsichtsvollen Fürsten mit Namen, der bey dem Ausbruche eines Kriegs um keinen Preis die Armee verlassen oder den Kom=

mandostab niedergelegt hätte. Ein Beyspiel der Art ist zu merkwürdig, als daß ich wegen seiner Einschaltung nur den mindesten Anstand nehmen sollte.

Muley Molukko, König von Fez — erzählt Montaigne im vierten Bande Cap. 21. seines angeführten Werks — welcher gegen den König Sebastian von Portugall die Schlacht gewonnen hatte, die durch den Tod dreyer Könige, und durch die Vereinigung der Krone Portugall mit der Krone von Kastilien berühmt geworden ist, befand sich äusserst krank, als die Portugiesen mit bewaffneter Hand in seinen Staat fielen, so daß er seinen Tod sicher voraussah. Dessen ungeachtet begab er sich zur Armee und hielt sich äusserst tapfer. Zu schwach, um den feyerlichen nach Landessitte sehr prächtigen Einzug in sein Feldlager auszuhalten, der unter vielem militärischen Pomp zu geschehen pflegt, überließ er diese Ehre seinem Bruder. Dies war aber auch die einzige Verrichtung eines Feldherrn, die er einem Andern übertrug; alle übrigen verrichtete er selbst auf das Pünktlichste und zugleich mit großem Ruhm. Sein Körper lag danieder; allein sein Geist und sein Muth stand noch fest auf den Füßen, bis zu seinem letzten Hauche und gewissermaßen noch nachher. Seine Feinde,

die sich zu tief in das Land hinein wagten, hätte er mit Zuverlässigkeit nach und nach vertreiben können: es gieng ihm daher ausserordentlich nahe, daß er aus Mangel eines längern Lebens und eines tüchtigen Subjekts, dem er die Leitung des Kriegs und des bedrängten Staats anvertrauen konnte, einen blutigen nnd ungewissen Sieg suchen mußte, da er einen leichtern und gewissern in seinen Händen hatte. Indessen benutzte er mit ungemeiner Sorgfalt die Verlängerung seiner Krankheit, um seinen Feind zu schwächen, und ihn von den Seehäfen an der afrikanischen Küste, wo seine Kriegsflotte Posto gefaßt hatte, bis an den letzten Tag seines Lebens abzuschneiden, welchen er absichtlich zu der großen, entscheidenden Schlacht bestimmte. Er traf seine Schlachtordnung in Form eines Cirkels, wodurch er die Portugiesen von allen Seiten einschloß, der, je mehr er sich verengte, sie nicht nur dadurch, daß sie allenthalben Front machen mußten, sehr beym Gefecht hinderte, sondern ihnen nach erlittner Niederlage sogar den Rückzug abschnitt: so, daß sie beym Versperren aller Wege gezwungen wurden, sich über einander selbst herzuwerfen — Concervanturque non solum caede, sed etiam fuga (Thuan. L. 65.)

wodurch der Sieg ganz zu seinem Vortheile entschieden wurde. Noch sterbend ließ er sich allenthalben hintragen, wo er seine Gegenwart nöthig glaubte, und wie man ihn durch die Glieder führte, ermunterte er Generale und Soldaten zur Tapferkeit. Als aber ein Flügel seines Treffens zu weichen begann, konnte man ihn nicht abhalten, mit dem Degen in der Faust sich zu Pferde zu setzen. Er raffte alle Kräfte zusammen, um nach diesem Flügel zu reiten, indem ihn Einige am Kleide, Andere am Zügel oder Steigbügel faßten. Dieses Bestreben benahm ihm endlich auch den letzten kleinen Rest seines Lebens. Auf seine Tragbahre hingestreckt, erhob er sich plötzlich von dieser Ohnmacht, als von einem Schrecken im Traume, um noch zu befehlen, man mögte seinen Tod verschweigen (ein sehr heilsamer Befehl, um dadurch bey den Seinigen die Muthlosigkeit zu verhüten) und starb mit auf den Mund gelegtem Finger — ein gewöhnliches Zeichen des Stillschweigens. Wer hat jemals gleichsam so weit hinein in den Tod gelebt? Man kann diesem ohnstreitig nicht tapferer begegnen, als wenn man ihm nicht nur ohne Furcht ins Auge blickt, sondern zugleich ohne Bangigkeit bis an den letzten Augenblick den freyen Gang seines Lebens

fortsetzt, wie Cato, der seine letzten Stunden studirend und schlafend zubrachte, ungeachtet er einen gewaltsamen und blutigen Tod in der Seele wälzte.

Nach der Tendenz unseres Zeitalters sieht der Gemeingeist jetzt und künftig vorzüglich in den monarchischen Staaten seinen Wirkungskreis angewiesen, die ihm zum guten Glücke nicht nur einen ungleich weitern Spielraum darbieten, als die gewöhnlich enge begrenzten Republiken, sondern zugleich sein Gedeihen keineswegs gefährden, je weniger sie heut zu Tag die Maximen des Despotismus zu den ihrigen machen. Im Gegentheil wird der Monarch, der als Organ der Humanität mit dem Wahlspruche den Thron besteigt: „Einem Jeden das Seine!“ der beste Pflegvater des Gemeingeistes seyn, zumal, da nicht leicht eine Fürstentugend das Herz der Subalternen so lieblich anspricht, als Gerechtigkeit und Milde. Ueberhaupt sieht man in unserer erleuchteten Zeitperiode die Machiavellische Politik gleich einer devalvirten Münze mehr und mehr ausser Cours kommen, und unsere Monarchen den Weg betreten, auf welchem die Trajane und Antonine sich das Vertrauen der Nation nebst einer unvergänglichen Fürstenglorie errungen haben. Gleich Jenen

ihre eigenen Interessen an die der Nation knüpfend, betrachten sie den Wohlstand und die Liebe derselben als die Hauptquelle ihrer Fürstengröße und Macht. Dieser treffliche Grundsatz erprobt sich als reife Frucht einer gesunden Politik, die beyden, dem Regenten wie dem Volke, herrliches Gedeihen bringt. Bey dessen Realisirung treten Haupt und Glieder in das schönste Verband, und der Staatskörper erhebt sich zu einem schönen Ganzen, das sich durch Einheit und Haltung recht sehr empfiehlt. Der Gemeingeist siedelt sich alsdann freywillig an, ohne gerade einer direkten Pflege zu bedürfen, und reift unter den belebenden Einflüssen einer solchen Regierung immer schöner heran. Wie die äussere Form überhaupt als etwas Zufälliges, als Verzierung des ihr zu Grunde liegenden Stoffs erscheint: so kommt gleichfalls bey der Pflege des Gemeingeistes nicht sowohl die Regierungsform, als der sie belebende Geist in Betrachtung, der, wie die Seele den menschlichen Körper, die Staatsmaschine in Bewegung und Thätigkeit setzt. So kann der Geschichte und Erfahrung zufolge, die Republikanische Regierungsform, zur großen Beeinträchtigung des Gemeingeistes einen Aristokratischen Charakter verrathen; die Monarchische hin-

gegen durch ihren Humanismus diesen ungemein begünstigen. Die Richtung unseres Zeitgeistes, die fortschreitende Nationalerleuchtung. und das daraus hervorgehende Bedürfniß einer durch Gerechtigkeitsliebe und Humanität sich auszeichnenden Regierung leisten uns Bürgschaft, daß die Monarchen unseres Jahrhunderts von der gefährlichen Täuschung zurückgekommen sind, ferner noch ihr Interesse bey dem Despotismus zu suchen, der bereits vor den Augen des erleuchteten Publikums mit dem Brandmale der Schande auf der eisernen Stirne erscheint; im Gegentheil, daß sie mit einander wetteifern, ihre Regierung durch den Humanismus zu verherrlichen, und daß sie eben dadurch das Areal ihrer Staaten mit edler Hand zu einer gefälligen Wohnstätte des Gemeingeistes cultiviren.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Frankfurt am Main,
Gedruckt mit Andreäischen Schriften.

Obermeier
Bucheinbände nach RAL-RG 495
Neufahrnerstr. 8 - Tel. 08781/530
8303 Rottenburg/L.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goes, Karl Georg Friedrich,

Der Gemeingeist nach seiner Natur, Wirkung und Entstehung mit Belegen aus der Geschichte, vorzüglich der Griechen und Römer

Frankfurt a. M. 1814

Pol.g. 367 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769220-5